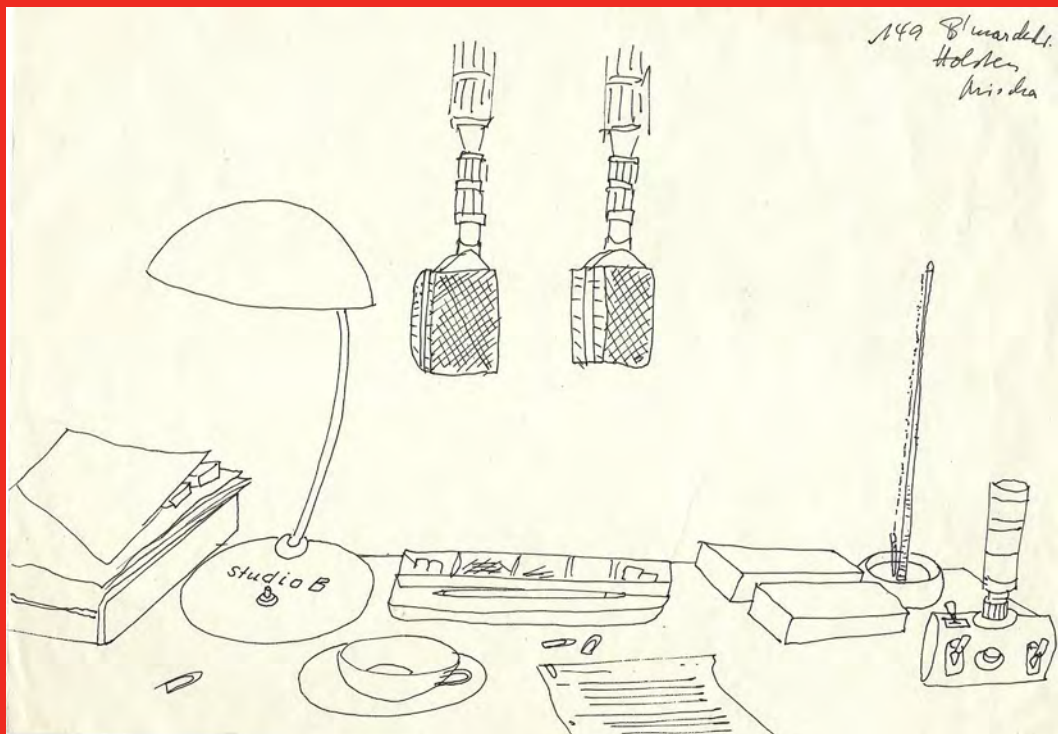


Liebe Hörer, vergessen Sie bitte nicht,  
die Antenne zu erden!



*Ein Leben mit dem Radio*

**Monika Götz-Bellmer**

eBook Version Mai 2023 (aktualisiert)

Wer sich, wie die Autorin, mit der Aufarbeitung der Geschichte des Senders Radio Bremen befasst hat, fragt sich eines Tages, welche Einflüsse auf das Programm ausgeübt wurden. Dass Politiker gerne ihre Meinungen in den Medien vertreten, ist verständlich. Allerdings sind negative Kommentare in denselben Medien ungern gesehen. Wir leben in einer Demokratie, in der jeder das Recht hat, seine Meinung zu vertreten. Bekannt ist ebenfalls, dass im Rundfunkrat alle relevanten Mitglieder das Recht haben zu kritisieren oder gar zu loben. Letzteres geschah in der 68er Zeit nicht mehr so häufig, und jungen Redakteuren wurde vorgeworfen, sie wären mit ihren politischen Ansichten fast bis Hanoi gekommen. Ein Bremer Senator verließ sogar wutschnaubend das Studio von "buten und binnen" nach einer für ihn unangenehmen Frage des Moderators. Es wehte bei Radio Bremen ein neuer Wind. Aber in den Medien ging es nicht nur um Selbstdarstellung, sondern auch um Neid. Gesehen und gehört zu werden, war ein Geschäft. Daran wollten sich viele beteiligen und die Karriereleiter erklimmen.

Ihre Eindrücke hat Monika Götz-Bellmer nach über 40 Jahren Arbeit bei Radio Bremen in diesem Buch zusammengefasst.



# Liebe Hörer, vergessen Sie bitte nicht, die Antenne zu erden!

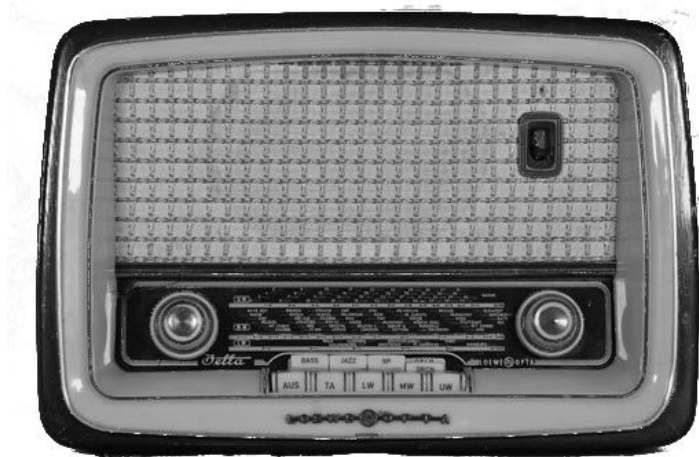


Ein Leben mit dem Radio

von

Monika Götz-Bellmer

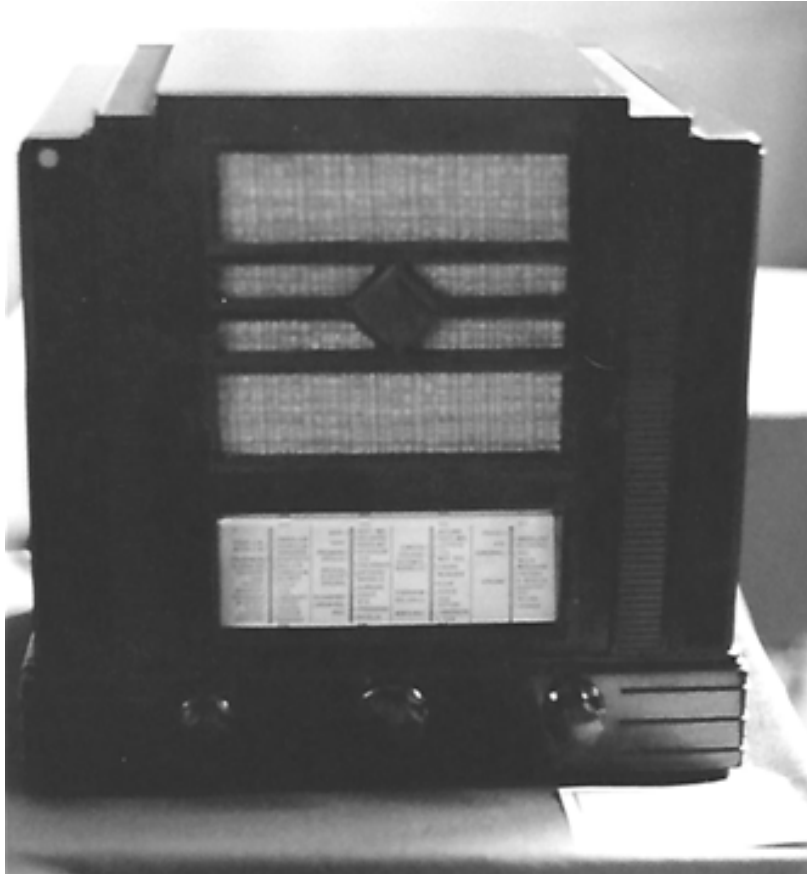
Wer – wie ich - 40 Berufsjahre am Sender Radio Bremen gearbeitet hat, mag sich fragen, wie und wann es mit seinem Interesse an den Programmen des Senders begonnen, und was man an Erinnerungen aus seinen ersten Lebensjahren behalten hat. Dazu gehörte für mich der Ausspruch, den die Erwachsenen von sich gaben, „Liebe Hörer, vergessen Sie bitte nicht, die Antenne zu erden.“ Das wurde in den An- und Absagen der Programme des Senders vom Sprecher ab 1923 vorgetragen und war lange in den Köpfen der Hörer geblieben, wie ich es später aus Publikationen über die Geschichte des Radios erfahren habe.



Ich wurde im Oktober 1945 in Bremen in einer Notwohnung geboren und ahnte natürlich noch nicht, dass sich eines Tages mein gesamtes Berufsleben im Sender Radio Bremen abspielen würde.

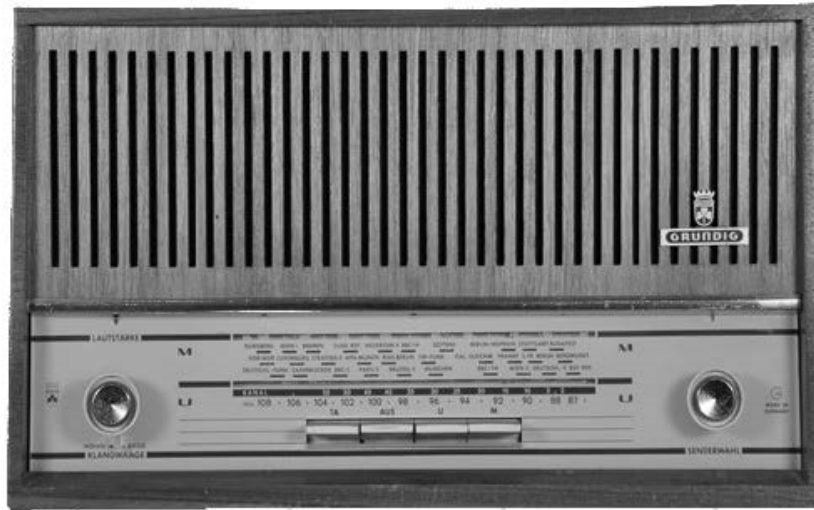
Da ich als Nachkriegskind, der Krieg war am 8. Mai 1945 zu Ende, in eine ziemlich kaputte Welt hineingeboren wurde, gab es in unserem Haushalt nur ein altes Radio, das aus den Trümmern des Hauses herausgefischt worden war. Es war dann nach einigen mühseligen Reparaturen wieder spielbar. Aber, was gab es dann zu hören? Ausländische Sender, deren Sprache man nicht verstand und englische und amerikanische Sender, die Musik sendeten, die in Deutschland lange nicht zu hören war. Die Interpreten waren deshalb nicht bekannt.

Im Sommer 1945 besannen sich Hans-Günter Oesterreich und Freunde, dass Bremen wieder einen eigenen Sender benötigte, wie es schon in früheren Jahren der Fall gewesen war. Aber damals war es nur eine Sendestation und kein großes Funkhaus gewesen. Da Bremen nun, nach dem verlorenen Krieg, eine amerikanische Enklave war, hatten die Amerikaner im ehemaligen „Haus des Reichs“ das Sagen. Hans-Günther Oesterreich ging zu „Captain Field“, dem



amerikanischen Presseoffizier in jener Zeit, und beantragte die Lizenz für einen Sender. Nach längerem Warten wurde er von „Mister Harriman“, dem zukünftigen Leiter des Senders, erwartet. Dieser beauftragte Hans-Günther Oesterreich mit dem Aufbau des neuen Senders in Bremen. In der Schwachhauser Heerstraße 363 fanden sie eine Villa, die sich für diese Zwecke eignete und requirierten sie einfach. In jenen Zeiten war das so üblich. Der Rest ist eigentlich Geschichte. Deshalb kann der Sender am 23. Dezember 2020 sein 75. Jubiläum feiern. An diesem Tag im Jahre 1945 wurde die erste Sendung vom Rathaus aus gesendet.

Da ich damals, am 23. Dez. 1945, noch etwas zu jung war, konnte ich diesen Tag nur im Archiv von Radio Bremen durch Abhören der Tonbänder und durch den Artikel im Weser-Kurier nachvollziehen. In späteren Jahren hörten wir gemeinsam als Familie alle zwei Wochen am Sonntagmorgen „Das Hafenkonzert“, das uns in eine Welt entführte, die mir als Kleinkind fremd war. Meinem Großvater natürlich nicht, da er eine Ausbildung auf einem Motorschiff absolviert hatte und später Pförtner beim Kalihafen war, wo täglich Schiffe anlandeten und neu beladen wurden. Die Blasmusik, die im Hafenkonzert gespielt wurde, blieb



mir dann doch im Gedächtnis und der Reporter mit der sonoren Stimme, Paul-Dieter Kümper, den ich später mal über sein Leben im Funk interviewte, auch. Als ich noch nicht zur Schule ging, besorgte ich mir von der Werkbank meines Großvaters einen Schraubenzieher und montierte die Rückseite des Radioapparates ab. Ich wollte sehen, woher die Musik kam. Ob da nicht irgendein kleines Orchester darin enthalten war oder gar Liliputaner, die die Musik produzierten. Ich war damals schon sehr neugierig. Später, als ich beim Radio arbeitete, hatte sich das Auseinandernehmen des Radioapparates erübrigt. Da wusste ich schon Bescheid und habe viel dazulernen können, wie Radio funktioniert und was man – in diesem Fall Frau – benötigt, um eine interessante Sendung zu gestalten, wie ich es später getan habe. Die Liliputaner waren „out“!

Wir haben als Familie vornehmlich den Sendungen von Radio Bremen gelauscht. „Mit 2 Mark war jeder dabei“ war der Slogan. Diese Gebühr, die für die Benutzung des Mediums bezahlt werden musste, wurde von der Post eingezogen. Die abendliche Unterhaltung bestand bei uns aus Brett- und Kartenspielen – dabei lief das Radio. Es war nur eine Heizquelle vorhanden. So rückte man zusammen; vor allem im Winter. Am Montagabend wurde ab 20.00 Uhr beim plattdeutschen Hörspiel gelauscht. Das war Pflicht. Es waren humorvolle, aber auch ernsthafte Themen, die dort besprochen wurden. Aber wir Kinder hörten in unseren Stadtteilen eher bei Sendungen zu, die auf Hochdeutsch ausgestrahlt wurden. Meine Großeltern waren aber „Butenbremer“. Das heißt: Sie wohnten früher in Lesum und Burgdamm und waren mit der plattdeutschen Sprache aufgewachsen. Aber mit mir und meinem Bruder wurde in der Kindheit nur „Hochdeutsch“ gesprochen. Es sprachen selbst die Großeltern nicht Plattdeutsch

mit uns, weil wir ja in der Stadt wohnten und es für den Schulbesuch nicht förderlich war. Verstanden habe ich diese Sprache trotzdem, weil viele Nachbarn und meine eigene Urgroßmutter, die immer in Lesum wohnte, sich noch in dieser Sprache unterhielten. Das Wissen um diese Sprache und das Verständnis dafür kam mir in meinem Berufsleben bei den Produktionen von plattdeutschen Hörspielen und Lesungen – zum Beispiel von Alma Rogge – zugute.

Das Radio und die tägliche Zeitung waren die einzigen Informations- und Unterhaltungsquellen für uns. Für Theater und Konzertbesuche war einfach kein Geld vorhanden. Das Radio war Ersatz für alles. Als ich mir später Beiträge aus Sendungen aus den Jahren vor 1950 anhörte, verstand ich, was damals für alle Bürger eigentlich wichtig war: Wo es Marken gab, wie viel für jeden an Lebensmitteln zugeteilt wurde, wie Milch für Babys und andere Dinge des Lebens, die fast unerschwinglich und rationiert waren, zu erhalten waren. Nicht jeder konnte aufs Land fahren und Tauschware anbieten für Obst, Eier, Wurst und Gemüse. Es wurden am Hauptbahnhof Razzien durchgeführt, bei denen die Polizisten nicht zimperlich waren, um die getauschten Waren, wie Kaffee, Tee und Tabak, einzubehalten und Strafen zu verhängen.



Ab 1952 war am Samstagabend der eigentliche Höhepunkt des Radiohörens. Die Sendung „Familie Meierdierks“, die von Hans-Günther Oesterreich ins Leben gerufen wurde, interessierte viele Bremer und selbst Butenbremer. Der damalige Intendant Geerdes wollte eine Familienserie, wie es in anderen Rundfunkstationen schon üblich war. Nur ließen sich diese Probleme, die dort vorgestellt wurden, nicht einfach in Bremer Verhältnisse umsetzen. Deshalb hat Hans-Günther Oesterreich, der der Begründer des

Senders war, sich eine speziell auf bremische Verhältnisse zugeschnittene Sendung ausgedacht. Auch sprachlich konnte sich jeder Bremer und auch Butenbremer in den Figuren wiedererkennen. Es war so, als könnten sich die Geschichten auch in der eigenen Verwandtschaft abgespielt haben. Hans-



Günther Oesterreich hat die Serie nicht nur geschrieben, sondern auch Regie geführt und verkörperte sogar eine Frauenrolle, nämlich die „Tante Gesine“, die immer auf vornehm tat. Sie legte auf den guten Ruf der Familie Wert und eckte immer an, vor allem bei ihrem Bruder Jan. Der war ein Seemann, der sicher nicht mit seinem Schiff bis zur Nordsee gekommen war, aber lauter Sprüche und Lieder von der Seefahrt und den bremischen Häfen von sich gab. Diese Rolle verkörperte der aus Bremen-Walle stammende Sänger Jan Behrens, der oft im Hafenkonzert auftrat.

Es war eine Familienserie, bei der dem Volk „aufs Maul“ geschaut wurde. Obwohl man in den Zeiten eher von „Bürgern“ sprach, da die unseligen Jahre noch nicht lange zurücklagen.

Alle kleinen und großen Probleme, die sich sogar in meiner Nachbarschaft hätten abspielen können, wurden karikiert. Oder besser gesagt „auf die Schippe genommen“. Meine gesamte Familie hing immer wie gebannt vor dem Radio. Als Kind habe ich gern den kleinen Sohn Willi mit seinem „immer iich“, das er dann so langzog, nachgemacht. Leider war nach 57 Folgen Schluss. Es gab dann die einzelnen Folgen zusammengefasst als Buch, das man heute noch im Internet kaufen kann. Später, als ich beim Radio beschäftigt war, habe ich mich dafür eingesetzt, dass die Folgen, die noch vorhanden waren, erneut gesendet wurden. Ich erstellte eine Biografie als Radiosendung über das Leben von Hans-Günther Oesterreich aus seinen verschiedenen Schaffensperioden. Diese Sendungen waren erfolgreich und das Buch über „Die Familie Meierdierks“ konnte erneut aufgelegt werden. Alle älteren Hörer hatten bei den Sendungen von Hans-







Günther Oesterreich sofort seine Stimme wiedererkannt, die Art seiner Moderation noch im Ohr und hörten gern wieder zu.

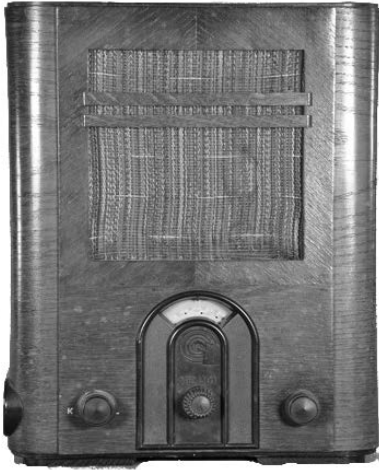
Als ich als Jugendlicher zu Weihnachten ein Kofferradio geschenkt bekam, bekam das Radio für mich eine ganz besondere Bedeutung. Es war der „Teddyboy“ von der Firma Grundig. Dieses Gerät schleppte ich überall mit hin. Es war mein ganzer Stolz, zumal es sogar UKW – die Ultrakurzwelle – hatte und damit eine verbesserte Tonqualität. Nun konnte ich den Schulfunk, was manchmal von den Lehrern in der Schule erwünscht war, in guter Qualität hören. Aber, was im Teenageralter noch interessanter war, die Amerikaner sendeten aus Bremerhaven die neuesten Hits, die von Amerika herüberschwappten. Der Sender hieß abgekürzt „AFN“, also „American Forces Network“. Bei diesem Sender hörte ich die ersten Plattenaufnahmen von Elvis Presley und war ganz hin und weg. Dann war da noch Bill Haley, den ich viel später mal in der Stadthalle in Bremen mit seiner Band gehört habe. Wer konnte schon bei „Rock around the Clock“ weghören oder das Radio abschalten? Keiner. Die Jugendlichen nicht, nur die Älteren schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und wollten lieber Willy Hagara oder Freddy Quinn hören. Selbst Schauspielerinnen fingen damals an zu singen, wie Heidi Brühl mit dem Lied „Hundert Mann und ein Befehl“ und später mit dem Ohrwurm „Wir wollen niemals auseinandergehen!“

Obwohl die Erwachsenen sich über den „neumodischen Kram“ beschwerten, kam Beate, eine Freundin aus der Nachbarschaft, mit einer Schellackplatte in der Hand und erklärte, jetzt gehen wir Rock and Roll hören. Es war die Platte von Bill Haley. Wir hatten leider kein Abspielgerät. Deshalb gingen wir zu Fuß zu

ihrem Gartenhäuschen in der Nähe der Autobahn. Dort gab es ein altes Grammophon, das wir entstaubten. Wir legten die Platte auf und betätigten die Kurbel. Oh, wie konnte Bill Haley schön jaulen, wenn wir zu schnell kurbelten. Wenn wir zu langsam mit der Bewegung der Kurbel waren, klang es wie eine Bassstimme, die unverständlich in den tiefsten Tönen ganz gemächlich vor sich hin brabbelte. So lernte ich den Rock and Roll kennen. Aber das war erst der Anfang einer neuen Zeit, die mit großem Getöse über Deutschland hereinbrach und uns neue Dimensionen eröffnete.

Elvis Presley, der aufstrebende Star neben Bill Haley, musste zum Militär. Er kam eines Tages mit dem Schiff in Bremerhaven an, um seine Militärzeit in Deutschland zu absolvieren. Am liebsten hätte ich an diesem Tage die Schule geschwänzt, aber ich hatte viel zu wenig Taschengeld, um mit dem Zug nach Bremerhaven fahren zu können. Abends wartete ich gespannt im Radio auf die Reportage über die Ankunft von Elvis in der „Rundschau am Abend“. So hieß diese Informationssendung über Ereignisse im Bremer Sendegebiet. Ich hörte viele kreischende Mädchen, die *Elvis, Elvis* riefen, und die Stimme von Elvis, der dem Reporter mit einigen Sätzen Rede und Antwort stand. Er war von dem kreischenden Empfang überwältigt. So viel Popularität hatte er in Deutschland nicht erwartet.

Daneben hörte ich natürlich die Schlagersendungen und die Hitparade von Radio Luxemburg mit dem Discjockey Camillo Felgen. Der sprach so geschraubt und langsam, als sei er selbst in seine Stimme verliebt. Dass die Hörer es waren, ist ihm in jenen Zeiten schon bewusst gewesen. Später startete Frank Elstner ebenfalls bei Radio Luxemburg seine Karriere und er wurde einer der beliebtesten Showmaster in Deutschland. Bei diesen Moderatoren, wie man sie später nannte, fielen schon mal meine Schularbeiten aus, um keinen Schlager zu verpassen. Die Schularbeiten wurden dann abends nachgeholt. Manchmal hörte ich dann noch einige Sendungen abends im Bett unter der Bettdecke. Die „Smash-Hits“ in der Radiosendung von Radio Luxemburg wurden aus London gesendet mit englischer Moderation. Was nun gut und richtig war, konnte ich erst später unterscheiden, als ich selbst beim Radio arbeitete. Vorher war ich nur eine simple Konsumentin, die sogar ein Autogramm von Peter Kraus besaß, eifrige Leserin der BRAVO war und den „Starschnitt“ zusammenbastelte. Wichtig in der BRAVO waren die Seiten mit den Leserbriefen an Dr. Sommer, bei denen



es um „sexuelle Aufklärung“ ging. Das waren in vielen Familien in jener Zeit noch Tabuthemen. „Darüber spricht man nicht“ war die Devise.

Noch zu Schulzeiten habe ich mit dem Klassenkameraden Horst Königstein, der später der bekannteste Autor und Regisseur von zeitgeschichtlichen Themen in den Programmen der ARD war und mit Auszeichnungen überhäuft wurde, Tonbandbriefe an Brieffreunde produziert. Er besaß ein

Tonbandgerät und ein Mikrofon, und wir tüftelten und fertigten Aufnahmen für ausländische Brieffreunde. Das war eigentlich meine erste Autorentätigkeit und die Berührung mit Tonbändern.

In den Jahren im Gymnasium bekam ich natürlich auch im Physikunterricht mit, wie Schallwellen funktionieren.

Begonnen hat alles mit Thomas Alva Edison und Graham Bell, gefolgt von Emil Berliner, der schon im Jahre 1887 ein Patent auf einen scheibenförmigen Tonträger anmeldete. Dafür hat sich Emil Berliner den Namen „Schallplatte“ ausgedacht. Mit einem Aufnahmegerät wurde der Schall – Musik oder Sprache – auf eine runde Platte oder Scheibe eingeritzt. Auf einem Abspielgerät, das später Grammofon genannt wurde, konnte man den eingeritzten Inhalt wiedergeben. Im später sogenannten Ersten Weltkrieg konnte man auch schon „funken“ und Heeresteile informieren, wo sie kämpfen sollten oder sich zurückziehen mussten.

1923 begann, nach den Wirrungen des Ersten Weltkriegs, das erste Kapitel mit dem neuen Medium, das „Radio“ genannt wurde.

Als ich in späteren Jahren in Königs Wusterhausen dem dortigen Rundfunkmuseum einen Besuch abstattete, wurde mir erklärt, wie der Physiker Hans Bredow mit der Idee „Rundfunk für jedermann“ seine Versuchssendungen gestartet hatte. An sich wollten Wirtschaftsbesse diese neue Möglichkeit der schnellen Übertragungen nutzen, um gezielt Informationen, wie Börsennotierungen, nicht unter das Volk zu bringen, sondern an Wirtschaftsinteressierte. Dass sich aber das Programm in eine andere Richtung entwickelte, erwartete zunächst niemand. Der „Deutsche Rundfunk“ startete am

23. Oktober 1923 und die Übertragung endete mit einem Konzert. Am 29. Oktober 1923 begann das Programm mit dem Satz: „Achtung, Achtung, hier ist Berlin auf Welle 400 Meter“. Der obligatorische Schlusssatz, den ich in meiner Jugend schon verinnerlicht hatte, war damals: „Liebe Hörer, vergessen Sie bitte nicht, Ihre Antenne zu erden“. Elektrischer Strom war in jenen Zeiten etwas Neues, und die Auswirkungen waren nicht allen Menschen bekannt. Im Jahr 1924 gab es sogar schon Rundfunkzeitschriften, in denen das Programm veröffentlicht



wurde.

So entwickelten sich die Technik und das Programm weiter. Selbst damals bekannte Schriftsteller schrieben schon Manuskripte für Hörspiele und Kinderfunksendungen.

Die Freiheiten, die die Macher in den ersten Jahren beim Rundfunk hatten, wurden bald eingeengt, als Adolf Hitler an die Macht kam. Es wurde gleichgeschaltet. Im Programm wurde nur noch das gesendet, was Hitler und der Führung der NSDAP genehm war. Er nutzte gezielt die Möglichkeiten, das Programm für seine Zwecke zu missbrauchen. Für die Nationalsozialisten wurde der angehende Rundfunk „zum aller modernsten und allerwichtigsten Massenbeeinflussungselement“. Der neu erbaute „Volksempfänger“ ermöglichte Hitler, seine politische Richtung und Indoktrination an das Volk und seine Wähler zu bringen. Die Hörer wurden eingelullt mit Musikwunschsendungen für die Soldaten an der Front und mit Falschmeldungen. Das wiederum hatten wir dann in der Schule im Geschichtsunterricht diskutiert und dabei Programme verglichen.

Eigentlich wollte ich Lehrerin werden. Aber, als ich die Schule in der Oberstufe verließ, musste ich mir etwas anderes einfallen lassen. Vier Lehrstellen hatte ich zur Auswahl. Nur es interessierte mich nicht, Buchhalterin, Sparkassenangestellte oder Ähnliches zu werden. Ich hatte kein Interesse, mit Rock und Bluse hinter dem Tresen zu stehen, um bei der Sparkasse Überweisungszettel auszufüllen. In diesen Berufen machten damals nur Männer Karriere. Als Buchhalterin wollte ich gleichfalls nicht enden. Das fand ich langweilig.

Als ich im Herbst 1962 die Schule verließ, musste ich ein halbes Jahr eine Ausbildung mit Stenografie und Schreibmaschinenkurs im kaufmännischen Bereich absolvieren, was – so war meine Überzeugung – sicher nicht zu meinem Beruf werden sollte.

Bedingt durch die familiäre Situation galt das Interesse einem Beruf, der mir Spaß machte. Ich wollte mir etwas leisten können und einigermaßen unabhängig sein. Ich schielte nicht darauf, mich von einem Mann abhängig zu machen oder schnell zu heiraten. Auch wollte ich mir Bücher selbst kaufen können, weil ich gerne gelesen habe. Vielleicht mir mal einen Urlaub gönnen und keine schon getragene Kleidung mehr tragen müssen, wie es nach dem Krieg der Fall war. Ein neues Medium erreichte uns ebenfalls in der Familie. Ende der Fünfziger besaßen wir einen Fernseher. Deshalb konnten wir uns am Wochenende vor Besuch kaum retten. Peter Frankenfeld und Hans-Joachim Kulenkampff verkürzten uns die Abende am Sonnabend mit ihren Spielshows.



Ich habe damals schon gerne fotografiert und stellte mir vor, wie es wäre, Filme zu schneiden. Denn sogar im Fernsehen wurden ehemalige Kinofilme gesendet. Von digitalen Aufnahmen sprach noch keiner. Deshalb habe ich eine Bewerbung ans Fernsehen geschrieben und mich später bei dem Chefkameramann von Radio Bremen vorgestellt, um Cutterin zu werden – und erhielt eine Absage. Nun suchte ich Kontakte, was ich nun im Hörfunk arbeiten konnte. Ich informierte mich über die Arbeit in der Tontechnik. Wenn es schon keine Filme sein konnten,

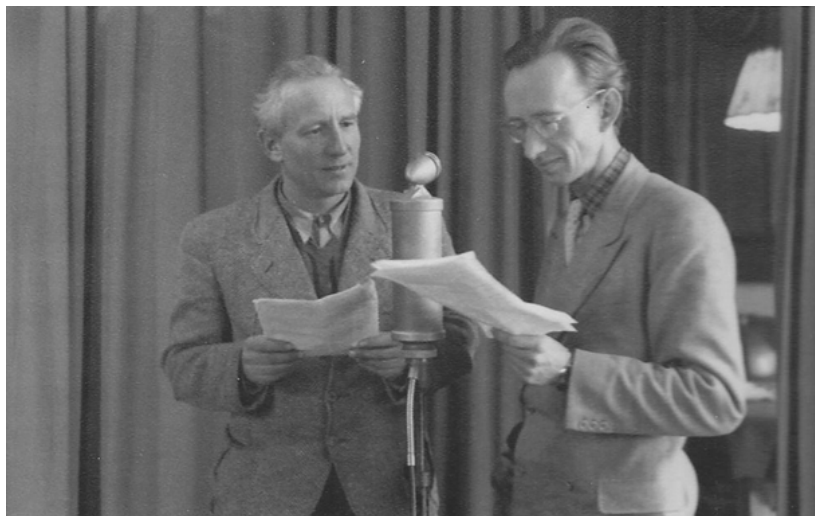
RADIO BREMEN		ARCHIV-NUMMER: <b>PL 1-8</b>	
Aufnahme-Nr.: 19579	Aufnahme-Tag: 9.2.50	Das Werk umfasst: 2 Bänder	Gesamtspielddauer: 76'25
Aufnahme-Ort: Studio D		Band: 1	Zeit: 37'45
Art der Aufnahme: Original - Aufnahme			
Titel: <u>"Strotzenmusik"</u>			
Komponist: Musik: Hans-Ludwig Hübner		Autor: Paul Schurek	
Textdichter:		Funk-Bearbeiter: Eberhard Freudenberg	
Ausführende: Greten Witt..... Anna Rahder			
Karin..... Ruth Bunkenburg			
Godemann..... Hermann Budde			
Jan Lunk..... Walter A. Kreye			
Spittel..... Carl Schenck			
Dickbaak..... Jan Behrens			
Stimme des Teufels..... Daniel Ehrhardt			
Stimme des Engels..... Ursula Meyer-Dinkgräfe			
Verlag: Regie: Eberhard Freudenberg			
gesendet: 15.2.50 19.11.51 2.1.65X 27.6.70X -1 HAI 81			
-4 SEP. 1978 25 JULI 83			

müssten es wenigstens Tonbänder sein. Wie ich später – als ich schon im Hörfunk arbeitete – feststellte, bevorzugte der Chefkameramann eher blonde Frauen, die wohlproportioniert waren. Damit konnte ich natürlich nicht dienen. Ich war 17 und unschuldig. Ich habe ihm das mal später auf einer Ausstellung, auf der sich Radio Bremen mit seinen Produktionen vorstellte, erzählt. Da bedauerte er, sich so getäuscht zu haben, und meinte, ich könnte jetzt noch eine Ausbildung zur Cutterin absolvieren. Da dankte ich lieber, weil ich schon in interessanten Produktionen, wie in Hörspielen und Musikproduktionen, beschäftigt wurde und mit meinem Beruf ganz zufrieden war. In damaligen Zeiten, als noch Geld bei den Medien vorhanden war, konnte man mit zum Teil weltbekannten Komponisten und Künstlern zusammenarbeiten.

In meinem ersten Hörspiel, bei dem ich als Anfängerin mitarbeiten durfte, lernte ich die Hörwelt von einer ganz anderen Seite kennen. Eine Mitarbeiterin des Schallarchivs schenkte mir später das Band, als es auf eine DAT-Kassette kopiert und aussortiert wurde, damit im Archiv mehr Platz geschaffen werden konnte. Es liegt heute in meinem Archiv, und manchmal höre ich es mir noch an. Ich finde es immer noch schön. Es erinnert mich an spannende Zeiten, als das Radio noch viele Zuhörer hatte und nicht nur zum normierten Tagesbegleitprogramm verkam und mit Jingles voll geleistet wurde.

Als nach einigen Jahren eine Partnerschaft endete und ich wieder in mein Elternhaus zog, wollte ich Veränderungen. Ich sah, wie man Sendungen herstellt, und was ich tun muss, damit sie sogar ins Programm kommen. Zuerst einmal

Vorschläge erarbeiten, diese beim Redakteur einreichen und wenn man die Genehmigung bekommt, das Thema aufbereiten. Zudem die Menschen interviewen, Musik heraussuchen, alle Originaltöne bearbeiten und hoffen, dass der Redakteur mit dem Manuskript und den Interviews zufrieden ist. Als ich öfter Sendevorschläge anbot, richtete ich mir in meinem Souterrain ein kleines Studio mit Profi-Geräten ein, wie sie selbst im Funkhaus zu finden waren. Somit konnte ich in meiner Freizeit die Tonbänder Zuhause bearbeiten. Zuerst hatte ich nur kurze Sendungen betreut, später größere Projekte, die bis zu vier Stunden lang waren und immer etwas mit Bremer Geschichte zu tun hatten oder mit der Historie des Radios. Ich erstellte Porträts über bekannte Bremer – wie z. B. über Hans-Günther Oesterreich, Hans-Joachim Kulenkampff und dem Nick Knatterton Erfinder Manfred Schmidt. Ich habe sogar für die Pressestelle des Senders gearbeitet. Für Besuchergruppen habe ich die Geschichte Radio Bremens zusammengestellt, die als „Zeitparade“ mit vielen bekannten Moderatoren und den Sendungen, die über Jahrzehnte mit Erfolg ausgestrahlt wurden, auf Kasette veröffentlicht wurde.



Da ich als Tontechnikerin festangestellt war, benötigte ich keine Absicherung wie freie Mitarbeiter, die manchmal nicht wussten, wie sie ihre Miete bezahlen konnten. Deshalb schaffte ich mir meine Highlights selbst, um nicht nur mit fremdem Material arbeiten zu müssen. An eigenen Sendungen hängt man natürlich mehr, als wenn man fremdes Material bearbeitet und für andere Produktionen fertigt. Aber gut machen musste man beides. Das war selbstverständlich.

Gerne hatte man natürlich Dienst in der Sendung im 1. Programm, wenn am Freitagabend Hans-Günther Oesterreich auftauchte und die Moderation für seine „Musikbar“ tätigte. Wir waren hin und weg; einfach begeistert. Die Atmosphäre stimmte in diesen Sendungen – und alle hörten wie gebannt zu. „Hänschen“, so nannten ihn alle, war überhaupt nicht eitel, ganz natürlich. Wir freuten uns immer auf diese Sendungen, besonders auf die „Nachtsendung“ mit Hänschen. Er schrieb sich seine Texte immer auf, aber beim Hörer kam es wie frei gesprochen an. Das war seine Kunst.

Da ich ja die Stimmen der Sprecher, Redakteure oder Journalisten früher nur aus dem Radio kannte, war es für mich, als ich in den ersten Tagen im Funkhaus die Menschen, zu denen die Stimmen gehörten, plötzlich sah, ein großes Erlebnis. Ich musste meine Vorstellungen korrigieren, als diese Stimmen plötzlich Gesichter bekamen, ganz normale Menschen waren, von denen man nichts wusste, ob sie groß oder klein, dick oder dünn waren. Man kannte auch nicht ihren Charakter. Man hörte nur die Stimmen im Radio, der Mensch dahinter war abstrakt.



Am Donnerstag war abends Günther Bollhagen am Mikrophon mit seiner „Plattenpromenade“. Dieser führte uns in eine andere musikalische Welt, die sonst im Programmalltag nicht existierte. Er hatte Quellen aus Großbritannien und Amerika und berauschte uns mit Musik, die zwischen Liedhaftem und Jazz war. Günther Bollhagen wiederum sprach frei und ver stolperte sich des Öfteren in seinen Ansagen. Das war solch eine Masche von ihm. Damals sprach man noch von Ansagen und nicht von einer Moderation. Außerdem war er noch ein hervorragender Nachrichtensprecher.



Als ich schon ein paar Jahre im Funk arbeitete – bevor die 68er-Zeit anbrach – bekamen wir Besuch aus Frankfurt am Main. Ein Gastmoderator war gekommen, den viele noch aus alten Zeiten kannten. Für ihn wäre die Bezeichnung Ansager oder Sprecher zu wenig gewesen. Hans Verres, der später beim Hessischen Rundfunk arbeitete, war eingeladen worden, um uns „auf Trab“ zu bringen und uns mit neuen Sendeformen bekannt zu machen. „Hans“, wie ihn die Älteren nannten, mischte das Programm auf. Das hieß, er moderierte und sprach die Hörer direkt an, wie es uns heute geläufig ist und damals fast einer Revolution gleichkam. Er demonstrierte uns allen – Redakteuren, Moderatoren, Sprechern und Technikern – wie die moderne Art der Ansprache für die Hörer zu sein und wie man mit der Auswahl der Musik umzugehen hatte. Hans Verres moderierte im Frühdienst, das Tagesprogramm vom Vormittag und insbesondere die Werbesendungen, in denen früher der Nachrichtensprecher nur alle 5 Minuten die Zeit für die Hörer angesagt hatte.

Das war eine allgemeine Lehrstunde für alle. Einigen fehlte der Mut, Programme neu zu strukturieren, weil sie dann sogar ihre jahrelange Arbeit selbst infrage stellen und sich verändern mussten.

Der Nächste, der groß Karriere machte und im norddeutschen Raum gerne gehört wurde, war Christian Günther. Er kam vom Theater und sagte in den ersten Jahren die Schulfunkproduktionen an. Später hat er mit großem Erfolg journalistisch und als



Moderator von Musiksendungen gearbeitet. An einem lauen Sommerabend musste ich seine Sendung „Please, Mr. DJ“ für die Wiederholung auf Tonband aufnehmen. Wir mussten dafür diese Sendung noch um einen Titel kürzen, und dann stand Christian mit einem Gast in der Tür, der in seiner Sendung mitgewirkt hatte. Es war der heute noch bekannte Popsänger Engelbert. Er hatte in der



Sendung seinen Hit „The last Waltz“ vorgestellt. Ich wurde ganz ehrfürchtig und nahm auf Anweisung einen Titel heraus und Engelbert meinte, *das könnte ich ja fix. So etwas hätte er noch nie gesehen.* Ich glaube, es war nur *Small Talk*, aber netter. Dann verabschiedeten sich die beiden

und verließen das Funkhaus.

Einmal bekam Christian für ein Vierteljahr Sendeverbot, weil er nach einer Schnulzensendung, mit viel weihnachtlichem Touch und der dazu passenden Moderation, ein Antiweihnachtslied spielte. Da hatte die Sendeleitung ausnahmsweise mal zugehört. Dafür hörte ich ihn dann in der Zeit des Bremer Sendeverbotes auf NDR 2.

Viele Redakteure hatten einfach Angst, dass aus dem Rundfunkrat zu solchen Moderationen Beschwerden kamen. Der politische Einfluss in den 60er-Jahren war noch enorm. Die SPD war in Bremen noch wer und die CDU wollte natürlich ebenfalls Einfluss nehmen. Auf der Parlamentswelle konnten alle Bremer und Butenbremer am Radio die Übertragungen der Sitzungen des parlamentarischen Ausschusses brühwarm verfolgen. Im Allgemeinen schlug man schon vor den Aufsichtsräten, genauer gesagt den Rundfunkräten die Hacken zusammen. Einige Jugendfunkredakteure, die etwas kesser und mutiger waren, wurden zum Hauptthema in mehreren Sitzungen des Rundfunkrats. Sie standen kurz vor dem Rauswurf. Das Programm war den Rundfunkräten zu frech, zuforsch. Viele Redakteure waren Parteimitglieder. Wenn es um die politische Berichterstattung ging, war der Draht zum Rathaus manchmal sehr kurz. So kurz, dass zu den Demonstrationen wegen der Preiserhöhungen der Fahrkarten für Bus und Bahn für Schüler und Studenten in Bremen ein Reporter hingeschickt wurde. Der war nicht in der Lage, die Situation vernünftig zu beschreiben, den Ablauf sachgemäß zu schildern und zu kommentieren. Das war das kläglichste Interview, das ich jemals zu bearbeiten hatte. Aber der Einsatz dieses Reporters – mit seinen

bekannten Schwächen – war sicher vom Abteilungsleiter so gewollt. Er war ebenfalls Mitglied der führenden Partei in Bremen.

Von der Parteimitgliedschaft versprachen sich einige Redakteure Vorteile bei ihrem beruflichen Weiterkommen. Das war oft nicht zu übersehen und zu überhören.

Im Jahre 1969 wurde es im Funk richtig spannend, als „König Richard“ vom Thron gestoßen wurde. In den „Bremer Baulandskandal“ waren gerade Politiker, Gewerkschafter und die Wohnungsbaugesellschaft der „Neuen Heimat“ involviert. Deshalb war es an vielen Tagen wirklich interessant, wenn man dieser „Parlamentswelle“ lauschte. Da konnte man die Fähigkeiten der Politiker so richtig einschätzen, ob sie etwas für ihre Bürger tun wollten oder nur Vorteile für sich und ihre Partei im Sinn hatten und das durch umständliche Reden verbrämten.



Dann kam der große Knaller: Werner Reinke.

Zuerst bemerkte ich ihn, als er nachmittags brav bei Günther Bollhagen im Studio vom 1. Programm saß und hospitierte. Er hatte eine kleine Lederaktentasche auf dem Schoß, hielt sich mit den Händen am Griff fest – und hörte ruhig zu. Diese Phase dauerte aber nicht lange. Werner durfte bald bei einem anderen Sprecher „parallel gehen“ und unter Aufsicht am Mikrofon sitzen. Dann wurde ein Sprecher des festangestellten Ensembles krank und Werner sprang ein. Das war wie ein Blitzeinschlag mit einer langen Spur, die gelegt

wurde. Da Werner nicht nur eine markante Stimme hatte, sondern auch die richtige, freie Moderation in den Musiksendungen beherrschte, die uns alle, auch die kritischen Techniker, anzog und begeisterte, hörten wir gebannt zu. Denn Werner kannte die Musik, die er ausgewählt hatte, und wusste auch einiges über die Interpreten zu erzählen. Er war der neue Star, der uns keinen Frühdienst mehr verleidete. Einige Kollegen rissen sich um die Frühdienste mit Werner. Selbst in Produktionen des Jugendfunks bei der Sendung „16.05“ entwickelte sich Werner zum beliebtesten Moderator. Daneben gab es die Moderation im „Bremer Container“, bei dem ich ebenfalls, als es noch aus dem Studio IDA gesendet wurde, bis der technische Einbau in dem Container fertiggestellt war, als Technikerin mitwirkte. Werners Charme zog dann die Zuschauer in den Bann, als die Sendung „Bremer Container“ durch die Lande zog und Werner bei dem Publikum hervorragend ankam. Die Interviews zu den sachlichen Themen nahm dann Jörg Eckrich vor, der später ebenfalls zu dem Frankfurter Sender ging. Für Werner Reinke war Hans Verres, der ja noch am Sender in Frankfurt arbeitete, als er dort zu arbeiten anfing, nicht nur ein Vorbild, sondern fast wie ein Vater und hatte Werners Karriere immer im Blick.

Das Programm in den Frühdiensten erfuhr nach vielen langweiligen Sendejahren, in denen die Sprecher nur die Zeit anzusagen hatten, endlich Veränderungen, die mit der Zeit gingen und uns allen Spaß machten. Es begann die Popkultur. Der Aufstand der 68er bewirkte ebenfalls bei Radio Bremen so einige Veränderungen. Der „Dornröschenschlaf“ war vorbei. Viele Sendungen, darunter Jugendsendungen, wurden politischer. Es gab öfter mal Ärger mit den Aufsichtsgremien und nicht nur mit denen. Nachdem der 99. Starfighter vom Himmel fiel, machte ein Moderator dazu eine für die Abteilungsleiter unpassende Bemerkung: „Dann können wir schon mal den Sekt kaltstellen.“ Damals hatte die Bundeswehr mit diesem Flugzeugtyp so ihre Probleme. Die Minister sahen keinen Grund, dieses Flugzeug aus dem Verkehr zu ziehen. Es fiel alle paar Wochen mal ein Starfighter vom Himmel, ohne dass die technischen Fehler gefunden wurden. Bei den meisten Abstürzen verloren die Piloten ihr Leben. Es ging nach dieser Meldung ein Aufschrei durch das gesamte Funkhaus und die Gremien. Verstehen, warum der Redakteur dieses so vermeldete, wollte keiner der Oberen. Er „wurde gegangen“. Mit den Rundfunkräten wollte es sich keiner verderben, obwohl der damalige Verteidigungsminister bei solch einem Absturz

seinen Sohn verlor und der Starfighter weiterfliegen durfte, was für viele unverständlich war.

Als ich mit 17 Jahren beim Hörfunk meine Ausbildung begann, war ich ebenfalls naiv und noch unpolitisch. In späteren Jahren hat sich das geändert. Ich sammelte Erfahrung, konnte als Betriebsrat hinter die Kulissen schauen und verstand manches besser. Ich begriff, wie Politik innerhalb und außerhalb des Funkhauses



funktioniert und warum sich einige Mitarbeiter so in den Vordergrund drängten. Sie wollten in Zeitungen, die über Radiosendungen berichteten, nicht nur nebenbei zitiert werden. Sie wollten als Mitglied einer bestimmten Partei mehr Einfluss gewinnen, als wichtiger Mensch wahrgenommen werden und außerdem die Stufen auf der Karriereleiter hinaufsteigen. Aber auch Politiker meinten, sie könnten das Programm mitbestimmen. Sogar Rundfunkräte gestalteten Sendungen, obwohl das nach dem Rundfunkgesetz nicht zulässig war und moniert wurde. Das wurde von einem Redakteur zugelassen, was ich nicht verstand. Es war für das Mitglied des Rundfunkrats einfach ein Zubrot. Oder eine Option für die Zukunft, wenn er nicht mehr in den Rundfunkrat gewählt werden würde.

Als nun Werner Reinke anfang, in den Frühdiensten ein Wunschkonzert zu installieren, machten wir alle begeistert mit. Die Hörer sagten uns ihre Wünsche, Friedhelm Kehmeier, ein Archivar, flitzte durch das Archiv, suchte die passende Musik heraus und rannte damit in die Senderegie. Wir Techniker legten die Musiktitel, meistens Schlager, schnell auf die Bandmaschinen oder auf den Schallplattenspieler. Werner interviewte unterdessen den Hörer, warum er sich

gerade diesen Titel wünschte. Doch eines Tages saßen wir ein wenig in der Bredouille. Ein Hörer wollte ein klassisches Musikstück hören. Ein Oratorium. „Das Buch von den sieben Siegeln“, komponiert von dem Österreicher Franz Schmidt. Wir waren wie gelähmt, denn ein Abschnitt dieser klassischen Musik hätte die Sendung, weil ja darauf die Werbung folgen würde, gesprengt. Werner plauderte mit dem Hörer, ob es keine andere Musik sein könnte, aber der konnte nicht beirrt werden. Wir legten das Band auf, fuhren es zum gewünschten Abschnitt vor und sendeten es dann. Anstelle der Werbung, die dann zu folgen hatte, nahm Werner das Gespräch mit dem Hörer noch einmal wieder auf. Dieser rührte unser aller Herz sehr, als er sich mehrfach für diese Musik bedankte, weil das just die Musik war, die auf der Beerdigung seiner Frau gespielt worden war. Sie erinnerte ihn schmerzhaft an seine Ehefrau, die er so geliebt hatte. Wir waren alle etwas sprachlos, nur Werner nicht. Er meisterte diese unerwartete und außergewöhnliche Situation grandios. Wie eigentlich immer. Eine solch seltene Situation warf ihn nicht aus der Bahn.

Nach der 68er-Revolution ging es ohnehin im Funk lockerer und poppig zu. Es wehte ein anderer Wind. Die Abstände zwischen Redakteuren und Technikern wurden kleiner. Man duzte sich eher. Das Verhalten war nicht mehr so förmlich. Wir arbeiteten einfach besser zusammen, nicht mehr so von oben nach unten. Das tat dem Programm wirklich gut.

Das Funkhaus wurde in diesen Zeiten für die Kollegen eine normale Arbeitsstätte und nicht mehr „der Nabel der Welt“, an dem die Arbeit anschließend in der Kantine noch weiter diskutiert wird und wo man sich sehen lassen musste.

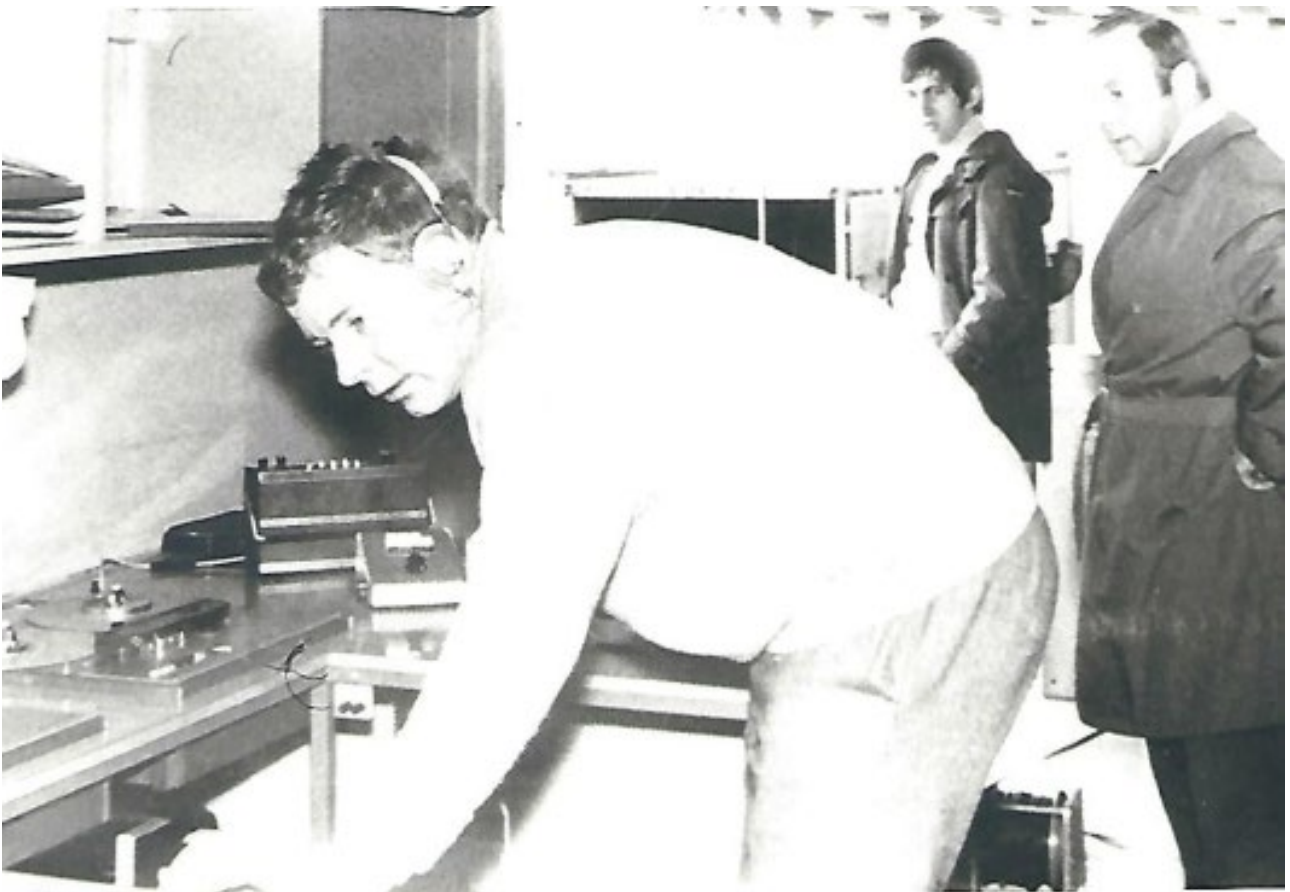
Nach mehreren sehr erfolgreichen Jahren Werner Reinkes vor dem Mikrofon von Radio Bremen, verließ er uns ganz. Das war eigentlich immer das Pech oder das Schicksal von Radio Bremen. Werner ging fremd. Hervorragende Redakteure und Moderatoren nahmen Chancen an anderen, größeren Sendern, wahr. Bei Radio Bremen durchliefen sie ihre Anfänge und anschließend ging es in die weite Welt. So auch Werner. HR3 war sein nächstes Ziel. Das war in jenen Zeiten die einzige Welle, die überregional gehört werden konnte. Sie war deshalb für Autofahrer und den Verkehrsfunk angesagt. Seine Popularität steigerte sich enorm und brachte ihm zusätzlich noch viele Aufträge in der Werbung ein. Wenn ich in Frankfurt bei meinem Mann war, hörte ich am Sonnabend begeistert zu. Ich

gehörte damals zur Zielgruppe und wusste, mit welchem Aufwand das von Werner Woche für Woche produziert wurde. Ein Technikkollege vom Sender hatte ihm ein Studio aufgebaut, in dem er herumwerkelte und seine Sendungen selbst technisch vorbereitete. Eigentlich wurde er sogar nebenbei noch ein ausgezeichneter Tontechniker.

Werner erhielt 2012 den „Deutschen Radiopreis“ als bester Moderator für sein Lebenswerk und für seine herausragende und jahrzehntelange erfolgreiche Arbeit am Mikrofon.

Werner und ich trafen uns später einmal im Flieger von Bremen nach Frankfurt und es war, als hätten wir uns jeden Tag gesehen, obwohl wir uns jahrelang nicht begegnet waren. Deshalb habe ich Werner öfter mal gemailt, CDs mit Sendungen oder Musik geschickt, über Bücher informiert, die ihn interessieren könnten.

Unser Kontakt ist nie eingeschlafen. Zuletzt haben wir uns in Worpswede getroffen – wo ich heute wohne – zusammen mit Lidia Antonini, seiner Frau. Außerdem durfte ich etwas zu seinem Film *über sein Leben* beisteuern.



Vorn auf dem Bild ist der Toningenieur zu sehen. Dahinter der Regisseur Jo Hans Müller und ganz hinten Werner, der darauf wartet, ein Zeichen zu bekommen, um mit der Moderation anfangen zu können. Der „Bremer Container“ war eine

wöchentliche Sendung, die jedes Mal von einem anderen Ort im Umland von Bremen gesendet wurde und sehr populär war.

Das Radio war zu den Zeiten, als ich anfang, bei Radio Bremen zu arbeiten, in der Aktualität und der täglichen Information schneller in der Berichterstattung als das Fernsehen mit seiner Tagesschau. Zudem ausführlicher bei den politischen Ereignissen und im Sport.

Alles, was an Sport, Politik und Unterhaltung im Fernsehen gesendet wurde, war im Funk an Berichten dann schon längst ins Archiv gewandert und abgelegt. Abgesehen davon: Es war von flächendeckenden Fernsehprogrammen noch keine Rede.

Wenn im Fernsehen von einem Sender zum anderen geschaltet werden sollte, dann konnte es zu minutenlangen Sendepausen kommen. So etwas gab es im Hörfunk nicht.

Als im Oktober 1963 in der Eisenerzgrube in Lengede der Klärteich einbrach und die sechs Bergleute nicht wieder aus dem Schacht an die Oberfläche kommen konnten, war die große Stunde des Radios gekommen. Übertragungswagen wurden dort hingeschickt und Postleitungen gezogen, um pausenlos vom Einsatzort Berichte in die Funkhäuser zur neuesten Lageentwicklung abzusetzen. Das Fernsehen konnte natürlich nicht so schnell sein, weil in diesen Jahren noch viel mit Filmmaterial gearbeitet wurde, welches erst einmal entwickelt werden musste, um gesendet werden zu können. Ludwig Erhard, der damalige Bundeskanzler, sprach den Beteiligten tröstende Worte zu.

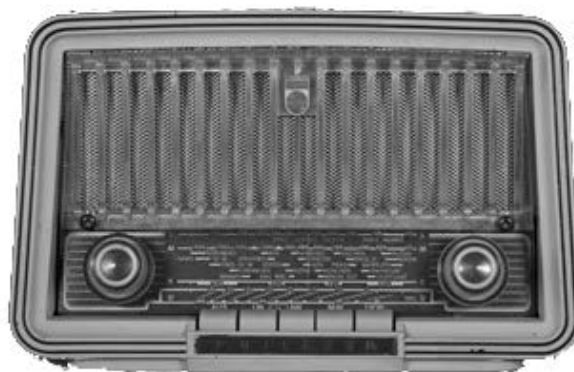
Ich hatte in Technikräumen zu arbeiten, in denen die Berichte aufliefen und war mir der Einmaligkeit dieses Ereignisses bewusst, an dem ich nun mitwirkte.

Die Berichte wurden aufgenommen und sofort in die Sendung gegeben. Wir arbeiteten hoch konzentriert, damit ja keine Panne passierte. Da war mir zum ersten Mal deutlich geworden, in welcher spannenden Berufswelt ich geraten war, in der es nicht nur darum ging, von Höhepunkten zu berichten, sondern die Hörer auch über Tragödien wahrheitsgemäß und angemessen zu informieren. Aber nach dem doch glücklichen Ausgang dieser Bergwerkskatastrophe dauerte es nicht mehr lange. Es rollte schon die nächste auf uns zu.

Im November desselben Jahres hatte ich im 2. Programm, dem Kulturprogramm, abends Dienst. Um kurz vor 19.00 Uhr kam während der Programmhinweise



eine Eilmeldung: *US-Präsident John F. Kennedy* sei angeschossen worden. Wenig später wurde sein Tod vermeldet. Alle waren geschockt, der Sprecher, der die Meldung vorzulesen hatte, ebenfalls. Er unterbrach die laufende Sendung und verlas die Meldung. Danach fuhr er mit den Programmhinweisen fort. Das hörte sich in diesem Fall merkwürdig an. Er las dort weiter, wo er den Satz vor der Meldung über *Kennedy* beendet hatte. Der Satz lautete: „Das war ein Ausschnitt aus dem heutigen Hörspiel“. Wir waren alle wie gelähmt und wussten nicht, wie wir nach den anschließenden Nachrichten das Programm fortführen sollten. Das zweite Programm schaltete sich wieder nach den Nachrichten aus und sendete ein eigenständiges Programm. Im ersten Programm war ziemliches Chaos. Im Allgemeinen sind, wenn Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens derart krank werden, dass das Ableben zu erwarten ist, Nachrufe vorbereitet und liegen sendefertig in der aktuellen Redaktion. Aber hier war keiner auf ein solches Attentat vorbereitet. Eine Stunde später beschloss man, das 2. Programm an das 1. Programm anzuschließen, um allen Hörern jegliche Informationen über das Attentat mitteilen zu können. Da das Personal vom 2. Programm, also ich, nicht mehr benötigt wurde, durfte ich nach Hause gehen. Als ich mit der Straßenbahn am Depot in Gröpelingen ankam, hatte der *Weser-Kurier* schon ein Blatt mit dem Titel „Sonderausgabe“ zu dem Mord an *Präsident Kennedy* gedruckt. Das Radio war aber trotzdem mit seinen Informationen schneller gewesen.



Schnell musste ich eines Tages sein, weil mir ein Redakteur und Reporter ein Band in die Hand drückte und erklärte, er hole es ab, wenn es fertig sei. Es müsste gleich noch gesendet werden. Es sollten die Versprecher herausgenommen werden. Er verließ den Raum. Ich legte das Band auf die Tonbandmaschine und hörte plötzlich den damaligen *Bundespräsidenten Heinrich Lübke*, der morgens schon eine Rede in seiner gewohnten gestotterten

Art zur Wiedereröffnung des Focke-Museums gehalten hatte. Nun stand ich vor diesem Band und war mir der Tragweite schon bewusst, dass dies das Ende meiner Berufstätigkeit beim Sender sein könnte, wenn ich es nicht zur Zufriedenheit der Chefredaktion zurechtschneiden würde. So fing ich vorsichtig an, mir die gestotterten Worte zu Gemüte zu führen und die Ähs, Pausen und Wiederholungen aus dem Band zu entfernen. An sich hatte ich zu wenig Erfahrung, und es war leichtfertig, mir die Verantwortung zu übertragen. Ich hätte es unter Anweisung schneiden müssen. Denn die Haftung lag zweifelsohne bei der Redaktion, obwohl ich meinen Kopf hätte hinhalten müssen, wenn etwas schiefgegangen wäre. Ich reichte das Band in die Redaktion und es wurde so gesendet. Alle Schnipsel, die ich aus dem Band entfernt hatte, bewahrte ich auf, steckte sie in eine Tüte und klebte sie in einem ruhigen Moment zusammen und hatte das schönste Tonband mit Versprechern, das ich je gehört habe. Anschließend fing ich an, Versprecher von *Heinrich Lübke* zu sammeln. Darunter war auch die Rede von Helmstedt, die sich zur großen Lachnummer der Republik entwickelte, als er sich von Lapsus zu Lapsus hangelte. Selbst nach all diesen Jahren hat diese Rede noch einen großen Erkennungswert. Wir durften diesen Teil der Rede von Helmstedt nicht senden, sondern nur den Rest der Veranstaltung. Ich kopierte den Teil der Rede, in dem *Heinrich Lübke* nicht mehr wusste, in welcher Stadt er sich befand, machte einen Schnitt und verstärkte die Worte des Publikums noch ein wenig, sodass die Worte „*Helmstedt, Helmstedt*“ und das „*Oh*“ verständlicher waren und klebte es wieder an das Original an. Wir setzten dieses Band nach dem offiziellen Band an alle ARD-Sender ab und sorgten so für eine flächendeckende Verbreitung. Wenn ich mir jetzt nach all den Jahren diese Rede von *Heinrich Lübke* auf neu herausgegebenen kommerziellen CDs noch einmal anhöre, erkenne ich sofort den von mir vorgenommenen Schnitt. So habe ich mich auf *Heinrich Lübkes* CDs für alle Zeiten verewigt.



Zu *Heinrich Lübkes* Ehre sei nachträglich gesagt, ich fand im Archiv ein Interview aus der Nachkriegszeit zu einem bestimmten Wirtschaftsthema und dabei auf eine Reportage stieß, als *Lübke* noch Minister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten

in Nordrhein-Westfalen war. Ich stellte fest, dass sie ohne Fehl und Tadel war. Damals wurde in den Bändern nicht so viel herumgeschnitten. Sie enthielt flüssig gesprochene Sätze und keine Versprecher. Die Ärzte hatten bei *Heinrich Lübke* eine *fortschreitende Zerebralsklerose* übersehen oder bewusst nicht preisgegeben. Deshalb die Aussetzer und Sprechstörungen. *Heinrich Lübke* trat aus gesundheitlichen Gründen drei Monate vor dem Ende seiner Präsidentschaft von seinem Amt zurück, um allen weiteren Diskussionen aus dem Weg zu gehen. Aber er gab sein Amt ebenfalls auf, nachdem der *Stern* eine Reportage mit unwahren Behauptungen, die von der DDR-Führung lanciert worden waren, gerne aufgriff und groß herausbrachte, in der mit gefälschten Dokumenten dargestellt wurde, *Heinrich Lübke* sei Baumeister von Konzentrationslagern gewesen. Der „Kalte Krieg“ war noch nicht zu Ende.

### **Achtung Aufnahme! Bitte schneiden!**

Ich muss so um die zwanzig gewesen sein, als ich einen Kirchenfunkbeitrag aufnehmen sollte: „*Die Morgenandacht*“. Der Beitrag behandelte Angelegenheiten der Kirche oder alltägliche Begegnungen und dauerte 5 Minuten. Nie ohne den



moralischen Zeigefinger oder einen Hinweis auf den lieben Gott. Wer erscheint mit einer dicken, qualmenden Zigarre in der Tür? Der *Herr Pastor Holtermann*. Er kam zusammen mit einem Redakteur aus Platjenwerbe, den der „Herr Pastor“ natürlich kannte, da dieses Dorf zum Kirchspiel Lesum gehörte. Der Redakteur, der vor dem Herrn Pastor fast den Hofknicks vergessen hätte, meinte, als er mich sah, jetzt könne er doch gehen. Er wisse natürlich *Herrn Holtermann bei mir* in guten Händen. Ich ließ „*Herrn Pastor*“ in das Studio gehen und bat ihn zum Einpegeln der Stimme um eine Stimmprobe, was er brav befolgte. Sobald ich mit der technischen Qualität der Aufnahme zufrieden war, erklärte ich ihm die nächsten Schritte: *Grünlicht* heißt *Achtung* und bei *Rotlicht* bitte *sprechen*. Er nickte und meinte, es sei nicht seine erste Aufnahme, er kenne das schon. Ich tippte das Grünlicht an, anschließend das Rotlicht und erwartete den Anfang der Morgenandacht. Aber es war nur ein Schnauben und Geschmatze von der Zigarre zu hören. Schließlich legte *Herr Pastor* die Zigarre aus der Hand und hob an. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Beim Probesprechen hatte er ganz normal gesprochen, und nun sprach er deutlich langsamer, so als stünde er unter irgendwelchen Einschränkungen. Sollte ich ihn stören und abbrechen? Verlangen, dass er im selben Ton wie vorher spricht, oder sollte ich ihn gewähren lassen, weil ich ihn sonst aus der Fassung gebracht hätte und er sich dann laufend versprach? Ich habe seine langsame Sprechweise einfach akzeptiert, mich gelassen zurückgelehnt, die Aussteuerung im Blick und auf Versprecher gewartet, die nicht kamen. Da merkte ich doch, dass er ein Pastor und kein Stotterer war. Hier war er Profi. Nach dem letzten Wort zog ich den Regler zu. Schnitt den Schluss, verpasste diesem Ende ein Gelbband und fuhr das Band auf den Anfang, um diesen zu markieren und dann zu konfektionieren. Es wurde ein Rotband davor gesetzt, anschließend in die Bandtüte gelegt, damit das Band ins Archiv wandern konnte. Das war die übliche Prozedur, um ein Tonband sendefertig zu machen. *Herr Pastor Holtermann* verließ das Studio und kam zu mir in den Schneiderraum. Ich fragte ihn, warum er denn so langsam gesprochen habe. Die Antwort: „*Sie müssen das doch aufnehmen, sonst kann das ja keiner hören, wenn ich Ihnen zu schnell spreche. Die Maschinen können das doch sonst nicht aufnehmen!*“ Seine *Logik* verschlug mir die Sprache. Selbst in der Kirche gab es auf der Kanzel ein Mikrofon, und Kinder mit technischem Interesse hatte er fast dutzendweise. Ich bedankte mich,

dass er keine Versprecher gemacht hatte und verabschiedete mich, nicht ohne ihm zu sagen, dass wir uns ja mehrfach bei den Geburtstagen meiner Urgroßmutter in Lesum begegnet seien und ich ihn daher kannte. Er erinnerte sich an den guten Cognac bei *Oma-Ur* und verabschiedete sich wie immer formvollendet.

So formvollendet wie *Herr Pastor Holtermann* seine Ansprache formuliert hatte, arbeitete der Kirchenfunkredakteur nicht. Die Techniker mussten ihm immer Ansagen von Berichten oder Kommentaren aus mitgeschnittenen Programmen anderer Sender ganz langsam vorspielen, damit er sie abschreiben konnte und keine neuen Ansagen formulieren musste. Entweder war ihm das zu mühsam, oder ... Ich decke darüber lieber den *Mantel des Schweigens* oder besser, um bei der kirchlichen Ausdrucksweise zu bleiben, *der Barmherzigkeit*.



Mit so viel Etikette wie bei *Herrn Pastor Holtermann* ging es nicht immer im Funkhaus zu. Manchmal musste ich mich, wie auch die anderen jungen Kolleginnen, in Acht nehmen. Es gab sehr viele Kollegen, die in unserem Alter waren, mit denen wir uns verabredeten, zusammen feierten und manchmal ausgingen. Das war eine nette Atmosphäre, in der man als Frau keine Angst zu haben brauchte. Wir waren in unserem Beruf jetzt fit und wurden ebenfalls in Produktionen eingesetzt. Darunter waren Tanzmusikaufnahmen ebenso wie hochdeutsche und plattdeutsche Hörspiele. Mir gefiel die Atmosphäre bei den Aufnahmen mit den Tanzmusikern nicht so gut. Ich hatte nichts dagegen, eine Tafel Schokolade mitgebracht zu bekommen, aber ich hatte etwas dagegen, als Gegenleistung oder Dank, von Musikern in den Arm genommen zu werden. Diese Tanzmusik aus dem Studio F entsprach nicht ganz meinem Geschmack. Da bevorzugte ich doch dann lieber die Klassik. Dort war die Atmosphäre anders. Nicht so ungehobelt, und es waren bei den Aufnahmen nicht so die großen, sondern eher kleinere Besetzungen. Die Musik gefiel mir, und ich hatte in dem

Aufnahmeleiter *Jobst Philipp* einen guten Partner, der mir ein wenig mehr über die aufgenommene Musik erzählte, wenn ich nachfragte, weil der Komponist der Musik mir nicht so geläufig war. Ich wollte über die Zusammenhänge mit anderen Komponisten und über die Zeit, in der die Komponisten lebten, zusätzliche Informationen haben.

Am Anfang meiner Arbeit beim Sender war mir trotz meines guten Musikunterrichts in der Schule Vieles fremd, aber mit der Zeit empfand ich es als Genuss und Privileg, so viel an klassischer Musik geboten zu bekommen. Selbst beim Jazz durfte ich an Aufnahmen teilnehmen, wie dem ersten Bremen-Konzert von *Keith Jarrett, Paul und Carla Bley*, um nur einige zu nennen, die heute als wegweisend gelten. In der Sparte Klassik habe ich für die *Moderne Musik* mit *Mauricio Kagel* seine Komposition „*Klangwehr*“ produzieren dürfen, und sie wurde anlässlich der Tage „*Pro Musica Nova*“ aufgeführt.

Die Musiker zu dieser Aufnahme kamen von der Bundeswehr. Das Orchester bestand überwiegend aus Blasmusikern. Auf Anweisung von *Mauricio Kagel* mussten die Musiker einzeln oder in Gruppen Töne spielen, wie der Meister es ihnen vorschlug. Am Ende einer Woche hatte ich über 1000 unterschiedliche Schnipsel an Musik gesammelt, die für eine Mischung aufbewahrt wurden. Daneben schnitten wir Sprechbänder von drei Altersgruppen – bestehend aus Kindern, Twens und älteren Menschen – zusammen, die sich unterhielten. Mit diesen Bändern wurden am Konzerttag die damals noch existierenden Gartenanlagen im Funkhaushof durch Lautsprecher beschallt. Kurz vor dem Konzertbeginn gingen die Musiker in kleinen Gruppen oder vereinzelt durch diese Anlagen und bliesen Töne, die wie eine Geräuschkulisse beim Einspielen und dem Stimmen eines Orchesters klangen. Mich erinnerte diese Atmosphäre, die entstand, ein wenig an die Basler Fasnacht, wo Musiker allein oder in kleinen Gruppen durch die Altstadt marschieren und Musik machen. Anstelle von Fasnachtskostümen hatten die Musiker natürlich ihre Uniform an. Das Publikum kam und sah sich an diesem wunderbaren Sommertag amüsiert um, unterhielt sich, machte *Smalltalk* mit den wichtigen Menschen aus Bremen, die solche Ereignisse nie ausließen, um gesehen zu werden und zu sehen. Dann ging das Publikum langsam in den Sendesaal, um, wie sie meinten, dem Konzert lauschen zu können. Wann war denn schon so ein berühmter Komponist Neuer Musik in Bremen und schuf für die *Pro Musica Nova* dieses eigenständige Werk?

Solchen musikalischen Ereignissen musste man doch beiwohnen, um mitreden zu können. Die Musiker gingen peu à peu in den Sendesaal und formierten sich auf der Bühne im Saal. Dann kam *Mauricio Kagel*, verbeugte sich, es wurde geklatscht und er hob den Taktstock. Das Orchester spielte nur noch einen Schlussakkord. Die Menschen im Saal waren verblüfft und begriffen dann erst, dass das Konzert draußen im Freien stattgefunden hatte. Sie waren einem Irrtum aufgesessen. *Kagel* delektierte sich an dem Verhalten des Publikums, wie er das wohl schon öfter gemacht hat. Später mischten wir diese über 1000 Töne in mehreren arbeitsintensiven Tagen zu einem wunderbar klingenden Gemisch zusammen. Der Titel: „*Klangwehr*“. Wenn das heute digital produziert werden würde, wäre es eine einfache Angelegenheit gewesen. Man hätte die Musikteile in den Computer einladen und auf den Millimeter alles genau verschieben und einstellen können. So mussten wir nach Anweisung des Komponisten vier Maschinen mit den vielen unterschiedlichen Tönen immer wieder neu belegen und uns Stück für Stück in der Komposition vorarbeiten und mischen. Der einzige Vorteil war damals schon, dass die Tonbandmaschinen mit einem Fernstart ausgerüstet waren.

Solche Ereignisse miterleben zu dürfen, prägte mich. Es erfüllte mich im Nachhinein auch ein wenig mit Stolz, so viele deutsche und internationale Künstler kennengelernt und mit ihnen gearbeitet zu haben. Das hat meinen Musikgeschmack beeinflusst und mein musikalisches Wissen geformt und gebildet. Erfreulicherweise wurde man von diesen Künstlern – im Gegensatz zu den Tanzmusikern – respektiert, ohne dass einem irgendwie jemand zu nahe trat.

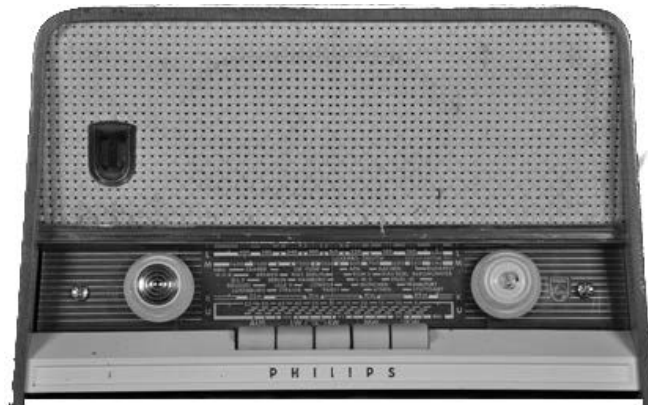


Selbst meine Kenntnisse in der Literatur erweiterten sich rasant, da ich durch Buchbesprechungen, Autorenlesungen und Interviews mit Schriftstellern, die ich

bearbeiten musste, mein Wissen vervollständigen konnte, wenn mich die Thematik interessierte. Nichts mehr mit Maria Stuart von Friedrich Schiller und einem Aufsatz darüber, warum Maria sterben muss. Jetzt war die Gruppe 47 angesagt und Neuerscheinungen wurden besprochen. Am Anfang meiner Tätigkeit beim Sender machte ich noch große Augen, als mir in Aufnahmen Schriftsteller wie Robert Neumann, Uwe Johnson und Herbert Heckmann über den Weg liefen. Ich hatte an einem Morgen sehr früh Dienst in einer kleinen Schallaufnahme und wartete auf „Kundschaft“. Es erschien ein Redakteur mit einem mir unbekanntem Mann. Ich legte mein Buch *Benjamin und seine Väter*, indem ich gerade las, beiseite und fragte, was denn nun aufgenommen werden sollte. Der Redakteur stellte mir den Schriftsteller *Herbert Heckmann* vor, und ich war ein wenig verduzt, weil ich mich doch gerade mit seinem Buch beschäftigte. Damals war ich noch zu schüchtern, um mir eine Widmung in das Buch schreiben zu lassen. Solches Verhalten legte ich aber in späteren Jahren ab und *Robert Neumann* schrieb mir anlässlich einer Sendung, die ich mit ihm aufnehmen musste, eine Widmung in seine Biografie, die ich schon gelesen hatte und mitbrachte. Diese Begegnung mit *Robert Neumann* ist mir immer gegenwärtig geblieben, weil er ein politischer Mensch war, der sich nicht verbiegen ließ, in der Diskussionssendung im Radio pointiert seine Meinung kundtat und damit einigen damaligen Politikern auf die Füße trat, bevor die unruhigen Zeiten der 68er-Generation begannen. Solche lebhaften Diskussionen wurden dann nicht nur in Jugendfunksendungen fast zur Regel – es war der Auftakt des kritischen Journalismus. Solche Diskussionssendungen, in denen Redakteure *wider den Stachel löckten*, waren einigen konservativen Rundfunkräten ein Dorn im Auge. Noch war angepasste Meinung angesagt und solche Äußerungen, die politisch nicht gewünscht waren, wurden als Aufmüpfigkeit angesehen. Sie zogen manchmal Abmahnungen nach sich.

In späteren Jahren empfand ich diese Begegnungen mit Künstlern und gerade Autoren sowie Politikern als Normalität. Unangenehm wurde es mir, wenn ich einigen Menschen, die mir aus politischen oder menschlichen Gründen nicht zusagten, jedoch aus beruflichem Zwang heraus die Hand reichen musste. In meinem Privatleben vermeide ich solche Situationen. Aber im Dienst ließ sich das nicht immer umgehen. Solche Nähe ließ ich ungern zu.





Zu nahe trat uns aber ein Toningenieur, der meinte, er dürfte gern überprüfen, was ihm daheim wohl verwehrt war. Das waren heikle Situationen. Ich musste diplomatisch vorgehen, denn, wenn ich ihn zurückwies, konnte er sehr ekelig werden und ich war oft gezwungen, wieder mit ihm zu arbeiten. Das ließ sich leider nicht vermeiden. Er hatte Töchter in meinem Alter, und ob er die antatschte war mir nicht bekannt. Da er oft unter Alkohol stand und in den Pausen mal nach Hause musste, um „die Post zu kontrollieren“, wie er sich ausdrückte, tankte er in Wirklichkeit nach, und deshalb stieg der Pegel im Laufe des Tages an. So waren diese Produktionen mit ihm oft sehr stressig, da er in diesem Zustand nicht einsichtig war und nicht das ausführte, was der Regisseur wollte. Er blendete jede einzelne Szene ein, was der Regisseur nicht vorsah, da Musik als Übergang zwischen die Szenen gemischt werden sollte. So unterblieben notwendige Diskussionen, um mit der Produktion fertig zu werden. Er hatte sich wieder durchgesetzt.

### **Ein Jegliches hat seine Zeit**

Nicht durchsetzen musste ich mich bei einem anderen Schriftsteller, der mir eines Tages in die Schallaufnahme gebracht wurde. Ich war baff. Es war der Schriftsteller Walter Kempowski, der hier in der Nähe von Bremen, in Nartum, wohnte. Er wollte den Beginn eines Hörspiels, bestehend aus Originaltönen, mit mir zusammenstellen. Mittlerweile hatte er schon mit seinen ersten Bucherscheinungen, die die Familiengeschichte seiner Vorfahren zum Thema hatten, Furore gemacht. Ich schnitt nach seinen Angaben die ersten Minuten aus den Originalbändern zurecht, und er war mit meiner Arbeit einverstanden. Nun wollte er für die Studenten in Oldenburg eine Weiterführung. Dazu kopierte

ich den Anfang und setzte dann die nächsten Sätze an das zuerst erarbeitete Band. Er stockte, war verblüfft und meinte, wieso ich das schon vorher erahnen würde, was er wollte. Ich erklärte ihm, dass das alle Lehrer so machen. Noch einmal eine Wiederholung des Anfangs, damit der Hörer es sich einprägen kann und dann die Weiterführung des Hörspiels anhängen. Er ahnte nicht, dass ich schon viele Schulfunksendungen aufgenommen und geschnitten hatte, bei denen wir dieses Prinzip einsetzten und ich pädagogisch etwas vorbelastet war. Als es 9.40 Uhr wurde, wir einen großen Teil des Hörspielanfangs schon fertiggestellt hatten, holte Herr Kempowski sein Butterbrot aus der Aktentasche, wickelte es aus und biss hinein. Da im Allgemeinen in der Schule um diese Zeit große Pause war, hatte er einfach Hunger auf sein zweites Frühstück. Ich bot ihm dann dazu noch eine Tasse Kaffee aus der Technikerküche an. Er nahm dieses Angebot dankbar an. Am Ende dieses Termins wartete Herr Kempowski mit der Frage auf, ob ich Interesse hätte, dieses Hörspiel bei ihm in Nartum fertig zu schneiden. Ich hatte Interesse und bejahte diese Frage. Denn, wer bekommt schon einen längerfristigen Einblick in sein Schriftstellerleben? Die hohen Kosten für den Sender in Bremen – dort Maschinen anzuschließen, Technik zu installieren, Übernachtungen und Tagegeld bezahlen – und ganz nach der Pfeife des Schriftstellers zu tanzen, passte der Abteilungsleitung der Technik nicht. Er wollte, dass wir von 10.00 bis 13.00 Uhr und dann von 15.00 bis 18.00 Uhr arbeiten. Er bestimmte den Arbeitsablauf, ich hatte zu funktionieren. Essen gehen sollte ich in der Pause im Dorf. So bestimmte er ebenfalls täglich den Ablauf des Tages seiner Ehefrau. Seine Frau – so wurde mir später berichtet – richtete sich ganz auf seine Wünsche ein. So wurde ich leider um die Möglichkeit gebracht, einen tiefen Einblick in ein Schriftstellerleben zu werfen und daraus ein Feature zu erstellen. Schade, ich hätte gern gewusst, wie das Leben eines peniblen Lehrers zu Hause verläuft, der jeden Tag um 9.40 Pause macht und dabei Großes schafft. Das Hörspiel wurde dann von zwei Kolleginnen des Hessischen Rundfunks geschnitten. Das wurde dann noch ein wenig teurer – aber nicht für Radio Bremen.

Wenn überhaupt, lernten wir Schriftsteller in Lesungen kennen, wenn sie Passagen aus ihren neu erschienenen Büchern vorlasen, oder sie sogar Hörspiele schrieben, die sie selbst inszenierten. Auf diese Art und Weise lernte ich einen späteren Bremer Literatur-Preisträger kennen, der, neben seiner

Erschaffung von Büchern, sehr erfolgreich Hörspiele schrieb, die er gern selbst oder seine damalige Lebensgefährtin inszenierte. Er wohnte ihnen bei und verteilte gute Ratschläge an alle Kollegen in der Produktion. Er wollte sein Hörspiel so inszeniert haben, wie es ihm gefiel und nicht den Regisseuren. Da musste sich auch seine Lebensgefährtin fügen.

Richtig beurteilen konnte ich einen Text erst, wenn ich ihn vor der Produktion gelesen hatte und er zum Leben erweckt wurde. Das heißt: Wenn Schauspieler den Text umsetzten und das herausholten, was dem Regisseur in diesem Hörspiel wichtig war. Für mich war es immer noch das i-Tüpfelchen einer Produktion. Da ich in den meisten Fällen nach der Produktion den Autor beim Abhören des Hörspiels kennenlernte, und er ein wenig aus seinem Leben erzählte, wusste ich, was er mit dem Text bewirken wollte. In vielen Fällen findet man in den Hörspielen das wieder, was den Autor in diesem Moment bewegt und womit er sich beschäftigt, wie ich das selbst festgestellt habe. Davon ist kein Autor frei. So lernt man über das Hörspiel eigentlich den Menschen – sein Innerstes – besser kennen, da der Autor in diesem Moment bereit ist, etwas von sich preiszugeben. Es passt beides zusammen und ergibt eine Einheit. Dieser Autor zog in lustigen Bemerkungen über seine baltische Familie, die von Adel war, in einem amüsanten Ton und den dazugehörigen Gebärden her. Er sagte über seinen Vater, dieser sei ein Reichsdeutscher. Dann dachte ich, er müsste doch einen anderen Namen haben. Aber das war nicht der Fall. Ein Regieassistent klärte mich auf, wie die Familienverhältnisse – dieses in Kriegszeiten gezeugten Kindes – waren. Ich fiel aus allen Wolken und konnte nun seine Hörspiele, die witzig, sarkastisch, ironisch sein sollten und oft ins Makabre überkippten, doch besser verstehen, warum er so schrieb, wie er schrieb und es zu seinem Lebensthema wurde.

Zu seinem Lebensthema machte ebenfalls ein bekannter Journalist aus Bremen die Unterhaltungsindustrie des III. Reiches. Der Journalist war, als ich ihm zuerst begegnete, schon in zweiter Ehe verheiratet und ging gern abends mit seiner Ehefrau in die Kantine, die *Kasino* genannt wurde, um gesehen zu werden, da dort auch viele Redakteure sich noch ein wenig entspannen wollten. So kamen für freie Mitarbeiter auf angenehme Weise Kontakte zustande, die für viele lebensnotwendig waren. Sie sprachen mit den Redakteuren über neue Projekte und verabredeten Termine, um Sendevorhaben ins Programm bringen zu

können. So war es ebenfalls mit diesem Journalisten. Aber die Zeiten, die er in der Kantine verbrachte, wurden immer länger und der Pegel immer höher, und seine zweite Ehefrau ließ ihn dann allein in die Kantine ziehen. Als er eines Tages nur noch allein vor seinem Glas saß, fing er nur an zu schimpfen. Er schimpfte über sein verpfushtes Leben, über die Kriegszeit, seinen Einsatz in der Wehrmacht, die späte Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft und dadurch nicht studiert haben zu können. Sein Vater war in Bremen Senator gewesen und wurde von den Nazis abgesetzt. Alles das kochte in ihm wieder und wieder hoch. Er machte diese Zeit zu seinem gedanklichen Lebensmittelpunkt und ließ keine Gelegenheit aus, sich mit der Vergangenheit des III. Reiches und seiner Künstler auseinanderzusetzen. Den Sohn aus der ersten Ehe kannte ich, weil er ein bekannter Musiker war, der für Autoren Musik komponierte, die zum Beispiel in Hörspielen benutzt und eingemischt wurden und ich mit ihm öfter gearbeitet habe. Wenn der Sohn hinter seinem Vater in der Kantine am Tresen stand, hielten einige Kollegen den Atem an. Grüßen sie sich, oder gehen sie wortlos von dannen? Aber jeder ignorierte den anderen.

Obwohl in den ersten Jahren die Sendungen noch einen hohen Unterhaltungs- und Informationswert hatten, verlor sich das nach und nach, bis er eigentlich nur den „*Bock von Babelsberg*“, wie er *Joseph Goebbels* nannte, immer wieder in jeder Sendung, ob passend oder unpassend, zitierte. Seinen Hass auf die Nazis hatte er nicht überwunden. Ebenso nicht das Scheitern seiner zweiten Ehe. Da er es in alkoholisiertem Zustand gewohnt war, handgreiflich zu werden, verließ ihn seine zweite Ehefrau, die ich als sehr sympathische Frau kennengelernt hatte. Nun ließ er seinen Hass in den Terminen an den Technikerinnen aus, mit denen er überwiegend zu arbeiten hatte, um seine Sendung fertig zu stellen. Ich dankte als erste Kollegin, die nicht mehr nach diversen Beschimpfungen in der Öffentlichkeit bereit war, seine Tonbänder für ihn zu bearbeiten. Wenn es ihm wieder gut gehen würde, dann würde ich Termine mit ihm wahrnehmen. In diesem Zustand leider nicht. Obwohl er mich auch lobte, weil ich ihm eine schöne musikalische Mischung für den Schluss seiner Lale Andersen-Sendung produziert hatte, wurde ich jetzt nur noch beschimpft. Ich war es leid, mir die Meckerei über Frauen und Sexismus weiter anhören zu müssen. So geriet er immer mehr in Rage über Frauen, die im Beruf ein Selbstbewusstsein entwickelt haben und zu dem standen. Zu den letzten

Angeboten, die er wahrnehmen wollte, war eine Fahrt nach Wien, um einen bekannten Mann zu interviewen. Ungünstigerweise vergaß er bei den Interviews auf den Knopf des Aufnahmegerätes zu drücken, und es befand sich dann nichts auf dem Band. Von dieser Reportagereise kam er lädiert nach Hause. Angeblich hatte ihm der Papagei des Interviewpartners mehrere Wunden am Kopf zugefügt. Andere behaupteten, er wäre in Wien in diesem Zustand aufgefunden worden. Das war dann das Ende seiner Journalistenkarriere im Funk. Später schrieb er noch für Bremer Zeitungen, bevor er sich aus gesundheitlichen Gründen aus dem aktiven Leben im Funkhaus ganz zurückzog. Seine Schallplattensammlung über die Tonfilmmusik des 3. Reiches wurde im Archiv angeboten und ging für einen Spottpreis an interessierte Käufer. Einige Schallplatten, die mir noch in meiner Sammlung fehlten, erwarb auch ich. Er zog sich nach Worpswede zurück. Dort hörte ich bei einem Besuch in der Gaststätte „Zum Hemberg“ noch einmal zur Mittagszeit seine Stimme aus dem Schankraum, wie er wieder schimpfte. Er war unüberhörbar. Sein einziger Freund war nur noch der Alkohol. Er starb verarmt und einsam.

### **Das Leben ist nicht immer so, wie man es sich wünscht**

Mit vielen Redakteuren konnten wir genau arbeiten, die Atmosphäre stimmte in den Produktionen und in den Terminen, in denen die Sendungen vorbereitet und zurechtgeschnitten wurden. Das benötigte regelmäßig Fingerspitzengefühl und Einfühlungsvermögen, weil wir in sehr vielen Fällen Kunst produzierten. Jedem Mitarbeiter wollten wir es recht machen, damit seine Produktion gut wurde, für den Hörer nicht nur verständlich, sondern einzigartig. Denn es hing für den Autor seine Zukunft davon ab, ob er weiter beschäftigt wurde. Dementsprechend erwarteten wir aber ebenfalls gutes Benehmen von unseren Partnern, denen wir zuarbeiten mussten. Aber das war nicht immer der Fall.



Ekelig konnte ebenfalls ein Redakteur sein, wie der Toningenieur, der uns versuchte zu betatschen, der aber von sich behauptete, er sei fair, wie man es im Sport zu sein hatte. In dieser Sparte tummelte er sich. Neben der Berichterstattung über den Sport, war er der Meinung, ein veränderter Dichter zu sein. Seine Lieblingsautoren waren Erich Kästner, Kurt Tucholsky und andere scharfsinnige Dichter und Sprüchemacher. So nannte er sich mit einem Kürzel „Pen“, um die Nähe zu Kurt Tucholsky zu dokumentieren, der sich Peter Panther oder Theobald Tiger nannte. Nach dem Motto, gute Schreiberlinge müssten schon an ihrem Kürzel zu erkennen sein. Zu erkennen war er an seiner Stimme und unverwechselbar ebenfalls an seinem scharfen S, was dann später zu seinem Markenzeichen wurde. Durch seine Komplexe, die er anderen studierten Redakteuren gegenüber hatte, musste er sich so abreagieren, indem er versuchte, uns, die wiederum ja ein Stück in der Hierarchie unter ihm standen, die Dichter der Weimarer Republik näherzubringen. Er rezitierte uns täglich seine auswendig gelernten Gedichte zu jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. „Aufsagen“ wäre schon ein zu banales Wort für diese Tätigkeit gewesen. Daheim erhörte man ihn wohl nicht. Wir durften aus beruflichen Gründen nicht weghören, sonst war er beleidigt. Außerdem meinte er, es sei sein gutes Recht, jeden Busen von jungen Kolleginnen zu streicheln, weil er zwar eine Ehefrau hatte, die sich aber ihre Streicheleinheiten woanders holte. Nun war diese Frau eine gute Sportlerin, die später für die SPD in der Bürgerschaft saß und Vorsitzende des Leichtathletikverbandes war. Er, der Redakteur, wollte gern den Vorsitz in dem Sportpresseverein übernehmen, sodass eine Trennung sich für beide Teile nicht günstig auf die Karrieren auswirken würde. So musste der Redakteur manchmal den Freund seiner Frau interviewen, da dieser mit dem Sport ebenfalls verbunden war. Das waren schon merkwürdige Verhältnisse. Indessen hatten wir jungen Kolleginnen kein Interesse, mit diesem Mann in Räumen zu arbeiten, in denen es keine Verbindungen durch Glasscheiben zu anderen Räumen gab, in denen Kollegen arbeiteten, die eventuell seine flinken Hände mit den unsittlichen Berührungen sehen konnten. Das versuchte er zu kaschieren. Wir waren froh, obwohl ich ein Sportfan war, wenn diese Termine vorüber waren und der Kelch an mir vorüberging. In diesem Punkt redeten die Kolleginnen miteinander, tauschten sich aus und empfanden sein Verhalten als unmöglich. Aber Mann ist Mann und

in diesem Fall als Redakteur im Termin weisungsberechtigt, was er jede Kollegin spüren ließ. Da war von sportlicher Fairness keine Rede mehr. Als ich später selbstbewusster wurde, verwies ich ihn in die Schranken. Da er aber eine Mimose war, die immer gleich eingeschnappt war, ließ ich ihn links liegen. Heute können Frauen solche Belästigungen gleich wegen sexueller Nötigung am Arbeitsplatz anzeigen.

Ich beherrschte nun nach einigen Jahren meinen Beruf, es machte Spaß, war interessant, weil jeden Tag etwas Neues gesendet und produziert wurde. Gerade diese unterschiedlichen Arbeitsbereiche machten und hielten mich fit, wengleich ich unter Zeitdruck arbeiten musste. Angenehm war ebenso die Bearbeitung der täglichen Berichterstattung, was sich im politischen Leben so im Lande Bremen und dem Umfeld abspielte. Wenn ich abends nach Hause fuhr, brauchte ich mir keine Tagesschau mehr anzusehen, weil ich durch die Bearbeitung der Korrespondentenberichte gut informiert war. Informiert war ich ebenfalls, wenn ich in späteren Jahren die Zwischentöne in den Aussagen der Politiker zurechtschneiden musste, damit der Redakteur dazu seinen Kommentar schreiben konnte, der anschließend in der abendlichen Rundschau gesendet wurde. Ich bekam ein Gespür dafür, ob die Politiker die Wahrheit sagten, oder ob wieder eine verharmlosende Märchenstunde angesagt war. Am Anfang meines Berufslebens wurden die Politiker noch hofiert, wie ich es aus den Medien der 50er kannte. Es gibt berühmte Tonbandaufzeichnungen, auf denen der *Bundeskanzler Konrad Adenauer* die Pressefreiheit infrage stellte und erklärte:



*„Darum meine ich, jeder Journalist, Zeitungsverleger und vor allem der Rundfunk hat die Pflicht, das Positive hervorzuheben, was geleistet wird. Ich hoffe, dass im Rundfunk eine Änderung vorgenommen wird, dass nicht nur Skandalszenen erwähnt werden.“*

*Konrad Adenauer* ging sogar so weit, Journalisten während der sogenannten *Spiegelaffäre „Abgrund von Landesverrat“* vorzuwerfen.

Viele Journalisten, die Karriere machen wollten, haben diesen Satz, nur über das Positive zu berichten, verinnerlicht. Anfang der 60er war es fast üblich, und es wurde den Politikern erst nur eine Frage gestellt. Sie antworteten, und es wurde bei der Antwort des Politikers nicht nachgefragt oder nachgehakt. Dann kam die nächste Frage. Eventuell wurden im Funkhaus später Pausen oder Versprecher aus diesem Band herausgeschnitten. Ein Sprecher las für dieses Interview eine ihm vorgeschriebene Ansage. So ging es dann über den Äther. Das war die reine Hofberichterstattung. Es fehlte nur noch der Knicks vor den Politikern. Das Kommentieren von Aussagen von Politikern kam erst Anfang der 70er-Jahre auf und wurde nur von wenigen Kollegen beherrscht. Wenn ich mir Berichte aus den Nachkriegsjahren anhörte, als die Redakteure der ersten Generation noch jung waren, mit Elan an die Arbeit gingen und etwas Neues schaffen wollten, waren die Kommentare frecher und bissiger, um Missstände auf ironischer Weise aufzuzeigen und anzuprangern. Nach dem Kriege bekamen die Politiker für die Teilnahme an einem Interview sogar Honorar. Das wurde später abgeschafft. Wenn ich mir Aufnahmen wiederum aus den 50ern anhörte, hatte ich bei einigen Interviews noch das Gefühl, einen Hauch des Reichsrundfunks zu spüren. Irgendwie kam die Welle zurück, und die eigene Meinung wurde dank des Strebens sich anzupassen und weiterzukommen, aufgegeben. Mit Typen, wie dem *Bremer Gewerkschafter Richard Boljahn*, den man schon damals „König Richard“ nannte, ging man im Funkhaus besonders pfleglich um, was ich in den ersten Jahren meiner Zugehörigkeit im Sender nicht nachvollziehen konnte, als ich ein politisch noch unbedarfter Mensch war. Obwohl *Richard Boljahn* manchmal ziemlich ruppig mit Menschen umging, die seine Politik und sein Verhalten ein wenig kritisch beäugten, brachten diese es selten in der Öffentlichkeit zum Ausdruck. Nachdem der *Bürgermeister Wilhelm Kaisen* aus Altersgründen zurückgetreten war, hatten einige Politiker Angst, *Richard Boljahn* würde den Bürgermeisterposten für sich beanspruchen. Seine zu diesem Zeitpunkt ungebrochene Popularität durch den Bau der Neuen Vahr, ermöglichte ihm, solche Ansprüche zu stellen. Es war aber klar, dass dieses von sehr vielen versucht wurde zu verhindern. Denn diesen – in seiner Sprache und seinem Verhalten einfachen – Menschen, der vielfach mit unsauberen,



raffinierten Mitteln kämpfte, wollten sie nicht als Repräsentanten dieser Stadt wissen. Sie einigten sich dann auf den später glücklos agierenden und als Bürgermeister farblos wirkenden *Willy Dehnkamp*, der schon Anfang der 50er-Jahre Senator war. Allmählich erfuhr ich, warum man fast einen Hofknicks vor *Richard Boljahn* machen musste, wenn er im Funk in politischer Mission unterwegs war. Ich bemerkte, dass viele Kollegen, die sicher nicht – aufgrund der Höhe ihres Gehaltes – im Besitze eines Berechtigungsscheines für verbilligte Sozialwohnungen waren, aber trotzdem in großzügigen Sozialwohnungen in der Vahr und später in Blockdiek wohnten. Ich musste nicht mehr lange nachdenken, wer die Wohnungen für die Kollegen besorgt hatte, wo die Beziehungen genutzt wurden und die Nähe nützlich war. Deshalb fand gegenüber *Richard Boljahn* ein Wohlverhalten statt, was dieser wieder zu nutzen wusste und sich in Bremen geschickt in Szene setzte. Dieses Wohlverhalten konnte nicht mehr aufrechterhalten werden, als der Skandal um die „Baulandaffäre“ die Stadt erschütterte. Dann sank auch der Stern von *Richard Boljahn*. Er zog sich notgedrungen Stück für Stück aus dem politischen Leben zurück. Die Übertragungen des Untersuchungsausschusses über diese Affäre konnten die Hörer tagtäglich auf der Parlamentswelle verfolgen. Es war das reinste Volkstheater und lustiger als manche Komödie im Heimatfunk. Zumal Bauern, die ihr Land verkauft hatten, sich in Plattdeutsch äußerten. Das Mitglied des Ausschusses, *Schumacher*, ein Landwirt aus dem Bremer Blockland, versuchte, einen Bauern in Plattdeutsch anzusprechen, ihn zu duzen und sich dabei volksnah zu gebärden, worauf dieser Bauer konterte und im Publikum einen Lacherfolg mit dem Ausspruch erntete: „*Wer bist du denn? Ich kenn' di gar nicht!*“

In diesen Skandal mit verwickelt waren der bekannte *Bremer Rechtsanwalt Kulenkampff* und der *Grundstücksmakler Lohmann*.

Das endgültige Karriereende von *Richard Boljahn* wurde durch den Skandal um die *Neue Heimat* besiegelt. Es war zum Schluss eine kleinteilige Demontage bis zum letzten Atemzug.



Als Aperçu sei noch hinzugefügt: Es sollte das Verdienst *Richards Boljahns* für Bremen mit einer Benennung eines Teilstückes der Straße zwischen der Vahr-Süd und der Vahr-Nord vor ein paar Jahren mit seinem Namen geehrt werden. Zu der Enthüllung des Straßenschildes und Einweihung des Straßenabschnittes wurde seine Witwe eingeladen, um der Zeremonie und Ehrung ihres Gatten beizuwohnen. Die war zu diesem Zeitpunkt leider verhindert. Sie hatte als Drogenkurier für ihren Sohn Stoff aus den Niederlanden nach Deutschland eingeführt und war festgenommen worden. Der Grund für diese Beschäftigung: Die Rente ihres Mannes reichte nicht aus – sie benötigte Geld.

Aber es gab auch Redakteure mit Parteibüchern. In den meisten Fällen waren sie im Bremer Funkhaus rot. Aber zwei andere Parteien in Bremen versuchten, über Redakteure, die den anderen Parteien nahe standen, Einfluss zu gewinnen. Was sich abends in Kneipen im Viertel oder in Redaktionsräumen oft abspielte, bekam ich als Technikerin nicht mit. Natürlich ebenfalls keine Absprachen. Manchmal war die Parteizugehörigkeit für die Karriere von Vorteil, aber es hat ebenfalls Situationen gegeben, wo es für die Karriere eher hinderlich war.

### **Wenige Menschen denken und doch wollen alle entscheiden**

Die Übertragungen aus dem Parlament gehören nicht nur zu den Lachnummern im Radio, sondern könnten für Schüler lehrreich sein, weil sie dort lernen, wie man nicht sprechen oder schreiben sollte. Der ehemalige *Bürgerschaftspräsident Christian Weber* hat in seiner Antrittsrede betont,

Parlamentarier seien *ganz normale Menschen* mit Stärken und Schwächen. Damit hat er vollkommen recht. Wenn ich während langer Autofahrten diesem Programm gern folge, muss ich mich oft zusammenreißen, um nicht Sätze zu vollenden oder zu korrigieren. Wenn der Inhalt plötzlich auf der Strecke bleibt und nicht mal Sätze korrekt gebildet werden, der Satzaufbau zu wünschen übrig lässt und mancher Dreher im Satz ins Komische abgleitet, dann wünschte ich doch einmal, mit spitzer Feder eingreifen zu können. Als Tontechnikerin hätte ich manche Pause zwischen den Wörtern herausgeschnitten und sie auf ein Normalmaß verkürzt. Natürlich sehe ich die Parlamentarier nicht, wenn sie Sätze von sich geben, die nur in Phrasen enden und schon vor mehr als 60 Jahren nicht mehr gewollt waren. Wie der Abgeordnete der rechten Partei, der sich in den gleichen Phrasen immer wieder sicher fühlt und damit auftrumpft. Nur dadurch werden sie nicht besser. Aber auf der linken Seite ist es keinen Deut besser. Das *Stolpern* mit dem bremischen „st“ beherrschte der Bremer Bürgermeister *Dr. Scherf*. Der konnte seine Sätze richtig bilden, obwohl mir der Inhalt nicht immer gepasst hat. Sein Stil war etwas schmusig, oft zu verbindlich. Sein herausgegebenes Buch „Grau ist bunt“ hat ihm eine Bremer Journalistin der TAZ, *Uta von Schrenk*, geschrieben.



Sogar im Sport ehemals engagierte Senatoren, die einen hamburgischen Anklang in ihrer Sprache haben und bald höher gehandelt werden, vielleicht weil sie ihren Arbeitsplatz bald ins Ausland verlegen, sind keinen Deut besser. Der Satz bricht mitten im Gedanken ab, wird nicht wieder aufgegriffen, erneute Einschübe werden markig ans Plenum gerichtet. Aber der Gedanke ist entfleucht, und der Satz wird nicht korrekt beendet. So ist das, wenn man sich ablenken lässt und meint, doch immer korrekt sprechen und schreiben zu können. Wenn sich ein Abgeordneter mit den Worten „*Meine Damen und Herren, nun muss ich Ihnen mal deutlich sagen*“ ans Plenum wendet, kann ich davon ausgehen, dass über den Rest des



Satzes erst einmal nachgedacht wird. Nur vielfach wissen die Abgeordneten nicht mehr, was sie vor dem „*Meine Damen und Herren*“ formulieren wollten und verlieren den Faden. Ein auf diesem Gebiet geübter Abgeordneter und jetziger Kulturminister hatte ebenfalls diese Masche perfektioniert, wie ich es später auf Sitzungen im Rundfunkrat erleben durfte. Eine äußerst witzige Szene, so möchte ich das einmal bezeichnen, habe ich einem Reporter, der es in seiner Berichterstattung aus dem Parlament benutzt hat, abgeluchst und es in meinem Zusammchnitt auf einer Kassette, mit dem Titel

„*Die Zeitparade - 50 Jahre Radio Bremen*“, für alle noch einmal in Erinnerung gerufen. Der ehemalige Bürgermeister *Klaus Wedemeier* war sich während einer Parlamentsberichterstattung im Radio mit dem damaligen *Finanzsenator Nölle* uneins. Letzterer hätte doch wohl eher bei der Sparkasse immer nur Geld gezahlt, als dass er sich mit den Untiefen von politischen Diskussionen beschäftigt hätte. Als Stellvertreter des Präsidenten der Bürgerschaft war er nicht fähig, die Sitzung zu leiten, um dem Bürgermeister *Klaus Wedemeier* Kontra zu bieten. Bei der Sparkasse Bremen ging es sprachlich sicher mehr gesittet zu. Er konnte nur schwach parieren. *Herrn Wedemeier* merkte man an, dass sich seine Argumente eher im Rahmen eines sehr ungeübten Redners im bremischen Stil eines „*Waller Jungen*“ bewegten, als er anfang, sich auf einer Welle von Beifallsstürmen der Abgeordneten seiner Partei, für sein „*Weiterreden-zu-dürfen*“ zu bedanken. Solche Momente, die auf diesem Programm keinen Seltenheitswert haben, muss man sich einfach auf der Zunge zergehen lassen. Da weiß ich, dass man mitten am prallen, am richtigen Leben teilnimmt, fast wie auf einem Kinderspielplatz. Damit hat der Präsident der Bürgerschaft, *Christian Weber*, sicher recht, wenn er sagt, Abgeordnete seien ganz normale Menschen. Bis auf die Eitelkeiten, das vergaß er zu erwähnen, wie ich bei dem Bundestagsabgeordneten *Uwe Beckmeyer* fand, der auf seiner offiziellen Homepage unter Beruf: *Senator a. D.* aufgeführt hat, als könnte das eine Ausbildung oder ein Studiengang sein. Hoffentlich hat er das mit *summa cum laude* abgeschlossen. Ich stelle also beim Hören im Radio oder Suchen im

Internet fest, so lustig und unterhaltsam kann kein Regisseur inszenieren oder ein Autor ein Hörspiel zu Papier bringen. Aufführungen des „*Bayerischen Komödienstadels*“ sind nichts gegen die Wirklichkeit eitler Politiker.

Einige Übertragungen von Ausschusssitzungen auf der Parlamentswelle hatten einen sehr ernsten Hintergrund. Das war etwa die Übertragung zum Geiseldrama in Gladbeck und Bremen, wonach dann letztlich der damalige Bremer Innensenator *Bernd Meyer* seinen Hut nehmen musste, weil er es nicht verstand, die Situation in den Griff zu bekommen. Er war einfach überfordert. Nach mehreren polizeilichen Fehlern übernahm er erst spät die Verantwortung und trat zurück. In seiner einfachen Denkweise, die er vor laufenden Kameras und Mikrofonen kundtat, offenbarten sich die Schwächen dieses Senators vor allen Zuschauern und Zuhörern. Der Rücktritt war programmiert, obgleich der Senator nicht begriff, warum er gehen sollte. Er fiel trotzdem weich und wurde durch die Hängematte, die speziell für Senatoren, die den Job verlassen mussten, aufgehängt und mit hoch dotierten Posten bereitgestellt wurde, aufgefangen. Es genügt nicht, seine langjährige Zugehörigkeit zur Partei zu betonen, Leistung und Können sind in solchen Krisenzeiten im Management gefragt. Damit war aber nicht nur dieser Senator überfordert. Eine Reihe von anderen Senatoren ebenfalls, die zum Beispiel für das Innenressort verantwortlich waren. In diese Reihe gehört eine Senatorin, die ehemals für Kultur und damit für das Theater zuständig war. Sie bot in Diskussionen mit der damaligen Theaterleitung, als es um den Etat des Theaters ging, einfach ein jämmerliches Bild. Ihr Abgang als Senatorin ließ nicht lange auf sich warten.

Rücktritte von Beamten, Abteilungsleitern, die weisungsberechtigt waren und dies nicht wahrgenommen haben, wären ebenfalls bei späteren Ereignissen angebracht gewesen, als es um den Tod des kleinen *Kevin* aus Gröpelingen ging. Es kostete zwar der Senatorin *Karin Röpke* den Job, aber bisher wurden noch keine personellen Konsequenzen gezogen und weitgehende intensive Betreuung von Problemfamilien durchgeführt. Deshalb bot ihr *Christian Weber* – ohne Ausschreibung – nach ihrem Rücktritt einen hoch bezahlten Job in der Bremer Bürgerschaft an. Sie sollte die Direktorin der Bremischen Bürgerschaft werden. Das Volk protestierte zu Recht. Sie musste aufgeben. So offensichtlich war der Filz in Bremen unter Sozialdemokraten selten zutage getreten.

Intensiver hätte sich der Bremer Senat überdies um das Problem der Schieflage des *Bremer Vulkans* kümmern müssen. Denn schließlich sind das Versickern von 200 Millionen DM in unergründlichen Finanzlöchern kein Pappenstiel. Es war bekannt, wofür diese Millionen verwendet werden sollten. Aber da kamen sie nie an. Die Unterlagen zum Wirtschaftsplan schien keiner gelesen zu haben, sonst hätte das Verkleckern der 200 Millionen DM doch auffallen müssen.

Diese Übertragungen auf der Parlamentswelle entbehrten wiederum nicht der Komik, obgleich das Wohl der Angestellten auf dem Spiel stand und Bremen Nord die Höhe der Arbeitslosenquote von Bremerhaven durch diese Pleite erreichen konnte. Es ging nicht nur um die *Vulkanesen*, sondern auch um die Zulieferfirmen, die ebenfalls am Abgrund standen. Es wurde den Hörern bei den Ausschusssitzungen klar, warum der Ausdruck „*Bananenrepublik*“ erneut Bedeutung gewann. Diese Sitzungen und die Übertragungen auf der Parlamentswelle wurden oft von dem Radio Bremen Journalisten Dr. *Christian Siegel* begleitet und für den Hörfunk kenntnisreich kommentiert. An einem Tag, der reich an Ereignissen war, ging es im Untersuchungsausschuss heiß her. Ich durfte ein Band bearbeiten, das der Kollege mitbrachte und Äußerungen des ehemaligen Arbeitssenators *Claus Grobecker* in seine Berichterstattung einbaute. Obwohl der *Vulkan* längst pleite war, verteidigte *Grobecker* hemdsärmelig seine damalige Vorgehensweise mit den Worten, er sei *Arbeitssenator* gewesen, kein *Arbeitslosensenator*. Sie, der Aufsichtsrat, hätten etwas getan, so nach dem Motto: Er hätte an dem Untergang und dem Desaster keine Schuld. Mitverantwortung für die Pleite wies er mit forschenden Sprüchen zurück. Manchmal sprach er sogar, obwohl alle – nicht nur im Saal – wussten, dass der Satz zu Ende war, den Punkt mit, um seine Wichtigkeit zu untermauern. Er lobte sich und seine Arbeit, obwohl er ebenfalls zugeben musste, einen Brief, um den es hier ging, nicht geschrieben zu haben. Er habe dazu nur den Anstoß gegeben. Das könne er nicht. Aber sie – der Aufsichtsrat – hätten etwas unternommen. Denn, wenn der Senat nichts unternimmt, wird nichts unternommen, war seine Aussage. Er erläuterte weiter: „Sie hätten fix etwas unternehmen müssen. Wenn etwas für das öffentliche Wohl geleistet worden wäre, dann wären sie das gewesen. Es ginge schließlich um Arbeitsplätze“. Pikanterweise tauchte in diesem Zusammenhang ein handschriftlicher Brief auf,

der an *Friedrich Hennemann* gerichtet war, den *Claus Grobecker* sogar selbst geschrieben hatte. Sein Wortlaut:

*Lieber Fritz, (damit ist Friedrich Hennemann gemeint, der dem Vulkan vorstand)*

*ich habe Scheider heute endgültig gesagt, dass ich für den Job des Arbeitsdirektors beim Vulkan nicht zur Verfügung stehe. Das Leben eines Frührentners behagt mir, nach einem Vierteljahr Probezeit, jedoch nicht. Bevor ich im Rathaus sitze, gehen mindestens 2 Jahre ins Land.*

*Ich schlage Dir deshalb Folgendes vor: Ich werde, spätere Entscheidungen und Notwendigkeiten vorbehaltend, Berufsaufsichtsrat für und im Vulkan-Konzern.*

*Alles zusammen rechtfertigt eine Aufwandsentschädigung von ca. 6000.-DM monatlich. Es ist die Summe, die ich bis zur Erreichung eines Senatorengehalts verdienen kann.*

*Wenn wir am Montag die, sehr wichtige, Aufsichtsratssitzung hinter uns haben, sollten wir darüber reden. Bis dann Claus*

Im Bürgerschaftsausschuss darauf angesprochen antwortete *Grobecker* pikiert:

*Wenn also jemand, der seine Zeit, ich nehme dieses Wort ungern in den Mund, für das öffentliche Wohl geopfert hat, 25 Jahre, sich anschließend um einen Job kümmert, auf diese Weise diskriminiert wird, dann sage ich Ihnen, wir reden häufig über politische Kultur, dies ist eine Verwerfung von Kultur.*

Die zweite *Verwerfung von Kultur*, die sich Herr *Grobecker* zu späterer Zeit leistete, war ein Brief an den Leiter der Verwaltungsakademie, die in Bremen den Führungsnachwuchs der oberen Beamtenschaft ausbildet, in dem er forderte, dort als Dozent arbeiten zu können. Durch dunkle Kanäle wurde dieser Brief der Öffentlichkeit gleichfalls zugänglich gemacht. Soviel zur weiteren *Filzokratie* in Bremen. Es fand sich aber doch noch ein Job für *Claus Grobecker* als Boss in einer ehemals ostdeutschen Werft.





Aber damit war in Bremen noch nicht Schluss mit dem interessanten Programm der Parlamentswelle. Weitere Ausschusssitzungen über neue Krankenhausskandale wurden neben den öffentlichen Sitzungen des Bremer Parlaments live gesendet, um dem Vorwurf, einer Bananenrepublik nahe zu sein, *gerecht* zu werden.

Aber zurück vom Hören hin zur Tontechnik und den Bändern, die ich in jüngeren Jahren vorgesetzt bekam.

Befremdlich fand ich es ebenfalls, als ich immer wieder Reportagen bearbeiten musste, die über Erweiterungsbauten bei *Schmidt und Koch*, dem VW-Händler in der Utbremer Straße, berichteten. Als ich einmal nachfragte, warum über jeden neuen Stein, der zur Vergrößerung des Hauses *Schmidt und Koch* beitrug, in der Rundschau berichtet wurde, bekam ich keine Antwort. Die Redakteure gingen vornehm über meine Frage hinweg. So versuchte ich, mir diese Informationen auf anderem Wege zu beschaffen. *Waldemar Koch*, einer der Inhaber des VW-Handels, sponserte das neu geschaffene Bremer Pressehaus im Schnoor. Das Haus erhielt ihm zu Ehren auch seinen Namen. Zusätzlich erfuhr ich, dass Journalisten bei seiner Firma Autos kaufen konnten, die verbilligt abgegeben wurden. Sie bekamen den sogenannten *Journalistenrabatt*. So war es kein Wunder, dass das Gros dieser Redakteurssparte im Radio überwiegend die Marke VW fuhr.

Wir Techniker bekamen keinen Rabatt. Wir waren nicht von Nutzen. Aber nun war mir klar, warum wir so oft über die Erweiterungsbauten dieser Firma berichteten.

Neben dem Gebäude des Hörfunks, der Senderegie vom ersten Programm, das damals viel gehört wurde, entwickelte sich eine alte Garage zur Produktionsstätte von Fernsehsendungen. Also, wenn wir aus dem Fenster sahen, konnten wir bekannte Schauspieler ausmachen, die wir selbst als Konsumenten nur in Filmen oder vereinzelt im Fernsehen bewundern konnten. Inzwischen standen sie leibhaftig vor meiner Nase. Sie ergingen sich auf dem Vorplatz dieser Garage, memorierten ihren Text, oder entspannten sich, wenn sie nicht gerade bei der nächsten Szene dabei zu sein hatten. In diese Zeit fällt der ruhmreiche Start des *Beatclubs*. Ich war jung und neugierig, was denn so im Fernsehen für eine Jugendsendung produziert werden sollte. Musiker, die

*Yankees*, deren Gesichter ich noch von meiner Schule am *Waller Ring* her kannte, fielen mir als Erstes auf. An der Kluft, die sie trugen, waren sie sofort zu erkennen. Der Starsprecher *Wilhelm*, oder besser gesagt *Pitt Wieben* vom Hörfunk, durfte die ersten Ansagen machen. Die Jungen und Mädchen, die da herumhüpften, sahen – für unsere heutigen Verhältnisse – brav aus. Sie waren bieder und solide angezogen und tanzten nach den Takten der späteren Jugendhymne „*Halbstark*“. Die Jungen trugen zum größten Teil noch einen Schlips. Sie sahen nicht anders angezogen aus als wir – ich und meine Schulfreunde – in die erste Tanzstunde gingen. Die Sendung wurde sofort ein Knüller. Die Jugendlichen freuten sich und hingen vor dem Fernseher, die Erwachsenen tobten und wollten den „*Quatsch*“ nicht sehen. Dabei waren die ersten Sendungen harmlos. Die Moderatoren zu der Zeit waren *Gerd Augustin* und *Uschi Nerke*, die noch heute von dem Ruhm dieser Sendung, die von dem Regisseur *Mike Leckebusch* ins Leben gerufen wurde, zehrt. Sie fiel durch ihre Versprecher und die kurzen Röcke auf, wie mir später *Mike Leckebusch* in einem Interview verriet, und sie blieb ebenfalls bei der Nachfolgesendung „*Der Musikladen*“ dabei. Heute sitzt sie wieder vor dem Mikrofon und sagt jeden Sonnabend eine Sendung mit dem Titel „*Beatclub*“ an. Es hat sich, bis auf das Tragen der kurzen Röcke, nichts geändert. Sie führt mit ihren Ansagen weiter durch das Programm, als wäre es gerade gestern gewesen, und sie gibt ein paar Anekdoten preis, Erlebnisse, die sie bei den Begegnungen im *Beatclub* mit den Mitwirkenden hatte, und erzählt ein wenig über das in vielen Fällen „ach so dramatische Leben“ dieser Stars. Manchmal denke ich heute, ich würde wieder die Jugendzeitschrift „*BRAVO*“ zur Hand nehmen und darin herumblättern. Nur in der *BRAVO* werden dem Leser vollständige Sätze geboten. Deshalb verzichte ich meistens zu dieser Sendezeit auf den Genuss dieses Programmteils meines ehemaligen Arbeitgebers.

Da wir, meine Kolleginnen und ich, aber ebenfalls interessiert waren, die Stars, die plötzlich in diesem Programm vertreten waren, zu sehen, huschten wir in den Pausen manchmal in die Kantine, um einen Blick auf diese späteren Popgrößen zu erhaschen. Zum Teil waren sie für damalige Verhältnisse abenteuerlich gekleidet. Von Kleidung der damaligen Zeit konnte keine Rede sein, obwohl meine Rocklänge ebenfalls so langsam nach oben korrigiert wurde; ähnlich wie bei *Uschi Nerke*. Manchmal hatte ich das Gefühl, es wäre der Griff

in die Lumpenkiste getätigt worden. Für diese Kleidung hatten die Erwachsenen nie Verständnis, ich später schon, als die Haare – wie bei den Beatles – auch länger wurden und ich ebenfalls mehr Mut hatte, mich nicht mehr den gängigen Vorstellungen von Kleidervorschriften der Erwachsenen zu beugen. Meine Großmutter wusch mir in den Jahren nur ungern meine Khakihose und verzögerte das, damit ich wieder einen Rock anziehen sollte. Die Khakihose war zu der Zeit der Vorläufer der Jeans.



Es war abends nach den Produktionen der Fernsehsendungen in der Kantine reger Betrieb, sodass diese Jahre zu den fast interessantesten Zeiten gehörten, die ich je erlebt hatte. Natürlich waren die vom *Fernsehen* arroganter oder auch eingebildeter,

meinte ich, wie ich es bei meinem ersten Vorstellungsgespräch erlebt habe. Aber neugierig war ich schon und wollte sehen, wer im Beatclub auftrat. Wir – das heißt die jungen Kolleginnen und Kollegen – bedauerten den Auszug des Fernsehens nach Osterholz. Da ging uns allen diese Atmosphäre verlustig und damit ein wenig mehr Leben und Treiben als beim Hörfunk.

In meinen Anfangsjahren stand in den späten Abendstunden plötzlich unser damaliger Intendant *Heinz Kerneck* in der Tür und fragte mich und den Kollegen am Pult, nachdem er uns begrüßt hatte, nach unseren Freunden und den Urlaubsplänen. Er dachte, wir könnten uns von unserem schmalen Gehalt einen Urlaub leisten. Wir hatten das Gefühl, er hatte sich mit dem Ausbildungstarifvertrag noch nicht auseinandergesetzt. So hoch waren die Gehälter nicht. Es reichte gerade für die Monatskarte, Essen und Trinken und für ein wenig Kleidung, damit wir, das heißt alle jungen Anfängerinnen, mit dem Selbstgenähten nicht so brav aussahen.



Ich war froh, endlich Zuhause ein Zimmer mein Eigen nennen zu können und ich nichts mehr abgeben musste. Ich sah den damaligen Intendanten nicht als Kontrolleur an, denn er hatte eine Tochter in meinem Alter. Aber aus

dem Privatleben wollten weder ich noch andere Kollegen berichten. Seinen Rundgang setzte er regelmäßig fort. Er wusste aber auch, in welchem Programm und welchen Räumlichkeiten er sich gerade befand. Nicht wie später andere Vorgesetzte, ein Personalchef, der meinte, der Maschinenteil im ersten Programm sei das zweite Programm und das Pult gehörte zum ersten Programm. Wir haben nach diesen Vorstellungen des Personalchefs bei seiner Visite bei uns in der Senderegie mit einem Gast, als er den Raum verließ, nur noch herzlich gelacht.



### **Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren**

Nicht nur der Muff unter den Talaren sollte entfernt werden, sondern Politiker, die glücklos agierten, mussten in Bremen ihren Hut nehmen. Darunter der Bremer Bürgermeister *Willy Dehnkamp*. Unter *Wilhelm Kaisens* Zepter war er ein fleißiger Bildungssenator. Nun wurde er im Jahre 1967 von *Hans Koschnick*, nachdem die SPD die absolute Mehrheit in der Wahl verloren hatte, kommentarlos abgelöst. Zuvor war *Hans Koschnick* in Bremen Innensenator. *Frau Annemarie Mevissen* war schon seit 1951 Jugendsenatorin. Im Radio gab es gleichfalls so langsam einen Wandel. Junge, mutige Redakteure wagten es,

den *Vietnamkrieg*, der von Präsident Johnson seit 1965 mit der offenen Bombardierung Nordvietnams begonnen wurde, zu kritisieren. Die Grundlage für das offene Engagement der Amerikaner bildete der *Tonkin-Zwischenfall* vom August 1964, welcher unter der Regierung *Johnson* den Anlass gab, ein offenes Eingreifen für sein Volk zu legitimieren. Dies wurde von den jungen Redakteuren kritisiert, sodass RADIO BREMEN innerhalb der ARD den Spitznamen der *Rote Sender* mit *der Kadenschmiede* davontrug. In späteren Jahren bemerkte der ehemalige *Bürgermeister Hans Koschnick*, während einer von ihm gehaltenen Laudatio über den Leiter der Rundschau, der nun aus Altersgründen das Haus verließ, Radio Bremen sei in gewissen Jahren nicht nur der „*Rote Sender*“ gewesen, nein, die Redakteure seien mit ihren Kommentaren und Nachrichten auch fast bis „*Hanoi*“ gekommen.

Es gab, sehr zur Belustigung politisch neutraler Kollegen, Mitarbeiter, die gelegentlich nicht nur die *MAO-Bibel* zückten, sondern stolz den Einheitsanzug der Chinesen, der wie ein Blaumann aussah, trugen.

Aber warum erzähle ich das hier und schreibe es auf? Ich selbst war nicht mehr so unpolitisch und leichtgläubig, wie ich es in den Zeiten war, als ich die Schule verließ. Schließlich hatten mir die Amerikaner durch ihr Milchpulver mein Überleben ermöglicht und meiner Mutter in schweren Zeiten einen Job gegeben. Aber durch das Lesen von mehreren Wochenzeitungen, die nicht in Bremen herausgegeben wurden, dem Spiegel, und den Kontakten zu den Sendungen, die wir produzierten, hatte sich mein Weltbild verändert. Ich las Biografien von Politikern, bekam Originaltöne des 20. Jahrhunderts zu Gehör, darunter natürlich ausführlich Reden vom 3. Reich und der Nachkriegszeit, sodass ich politisch eine andere Gewichtung als zur Schulzeit anstrebte. Ich merkte, dass Politiker in Bremen, die gleiche Chancen für alle Menschen in der Stadt forderten, es eigentlich nicht wirklich ernst meinten, was sie vor dem Mikrofon aussagten. Es waren sehr viele der Abteilungsleiter mit der SPD in Bremen verbunden. Ob aus weiser Einsicht oder mit dem Parteibuch in der Tasche, die Möglichkeiten des Weiterkommens zu nutzen, sei dahingestellt. Manchmal war der Draht zum Rathaus und der dafür zuständigen Redaktion der Sendungen sehr, sehr kurz.

Die *Senatorin Annemarie Mevissen* war Mitglied im Rundfunkrat und wurde eines Tages von linken SPD-Mitgliedern unfair angegangen, die ihren Posten für sich beanspruchten, weil sie die Absicht hatten, Einflussnahme im Rundfunkrat

auszuüben, um eines Tages vielleicht Programmleiter zu werden. Sie wollten schon mal ihren Fuß in der Tür haben. Doch daraus wurde nichts. *Frau Mevissen* trat nach den Streitigkeiten im Rundfunkrat von ihrem Posten zurück, und die jungen, aufstrebenden Politiker fragten als erstes nach den Video- und Fernsehgeräten, die ihnen ja durch die Mitgliedschaft zur Verfügung gestellt werden mussten.

Das war ihnen wichtig. Die Kontrolle des Programms, schien Nebensache zu sein. Eigentlich wollten sie nur Geld sparen; sich schlicht mit den zur Verfügung gestellten Geräten unterhalten lassen.

Unterhalten wollten wir Jugendlichen, zu denen ich mich als Hörer auch zählte, ebenfalls werden. Die Sendungen, die für Jugendliche und junge Menschen gemacht wurden, erwiesen sich als Zugnummer. Darunter war die Sendung 16.05 am Sonnabendnachmittag vom Jugendfunk mit dem Moderator *Werner Reinke*, die kritisch und satirisch berichtete. Der daneben auch in den Morgensendungen vor dem Mikrofon *Dampf* machte. An diesen Tagen wurde Radiohören wieder *Pflicht*. Jeder Kollege riss sich darum, an diesen Fröhsendungen teilnehmen zu können. Die neuen, nicht dem Mainstream verpflichteten Sendungen hießen „*Radio Verité*“ von *Peter Schulze* und „*Der große Popkarton*“, die von den Oberen besonders kritisch beäugt wurden. Da konservative Kreise nicht nur im Rundfunkrat die neue Aufmüpfigkeit in Jugendfunksendungen nicht guthießen, hagelte es massive Beschwerden gegen diese populären Sendungen. Nach der Übertragung aus dem Weserstadion über die Vereidigung von Soldaten, wurde im Rundfunkrat hart über „*Hinkelsteine*“ diskutiert. Obwohl die Rundfunkräte wahrscheinlich weder einen *Asterixband* gelesen noch sich über Menhire, das heißt Hinkelsteine, informiert hatten und sich deshalb der Bedeutung dieser Steine nicht bewusst waren. Staatsanwälte durchsuchten in diesen Zeiten Redaktionsräume des Bildungsfunks. Telefone von Personalräten wurden abgehört. Manche Kollegen mussten um ihren Job fürchten, bis sich die Hysterie nach Jahr und Tag wieder legte. Einige interessante Sendungen wie „Disput“ luden in diesen Jahren zum Mitmachen ein, und wir selbst – als Angestellte – waren ebenfalls begeistert. Die Mitglieder im Rundfunkrat weniger.

Zusätzlich hörten wir gerne Spätsendungen im 1. Programm. Darunter *Günter Bollhagens Plattenpromenade* und die Sendungen mit *Hans Günther Oesterreich*

am Freitagabend. Es war „Die *Musikbar*“ mit der berühmten Absage, in der alle an der Sendung Beteiligten erwähnt wurden. Kollegen, die mithörten, wussten dann, wer Dienst hatte.

Neben guten Moderatoren hatten wir auch welche, über die wir Technikerinnen öfter zu klagen hatten. Einer, der bei einem Vorsprechen durchfiel, dessen Wortwahl und Animation dem Sendeleiter nicht so passend erschien, wurde doch eines Tages bei der Frühsendung vor dem Mikrofon gesichtet. Er kam, wie beim Vorsprechen, mit verschmutzten und verklebten Singles, denen man ansah, dass sie bisher nur eine trübe Disco gesehen hatten. So gestaltete sich auch die Moderation. Den Sendeleiter darauf angesprochen, ob er sich nicht auf den Arm genommen fühlte, meinte achselzuckend, *ja schon*. Denn Einsatz und die Bezahlung kam letztlich von der Werbung, und die drückte das ohne Vertun durch. Der Boss dieser Abteilung hatte damals einmal das wohltönende, aber laute Organ dieses Moderators auf einer Festivität bemerkt und ihn engagiert, nach dem Motto: „Diese Stimme gehört vors Mikrofon“. Wir, die die Sendung fahren und zu ertragen hatten, fanden das weniger. Es genügt nicht, nur ein wohltönendes Organ zu haben, es muss sich hinter der Stirn ebenfalls etwas bewegen, sonst kommt nur wenig Niveauvolles zutage.

Zutage kamen auch die Probleme von anderen von der Funkwerbung eingesetzten Kandidaten. Der eine, der vor dem Mikrofon beliebter war, hatte immer seine „*Sputniks*“, seine Jünger dabei, die sicher 14 – 16 Jahre alt waren und im Funk nicht in das Umfeld des Mannes gehörten. Was er privat anstellte, konnte keiner kontrollieren und wollte auch niemand. Aber da gerade ein Chorleiter in Hamburg nicht nur ins Gerede gekommen war, erwies sich diese Begleitung als unpassend. Ich monierte das, besprach es mit der Direktion, und der Mann wurde abgesetzt. Aber nicht wegen meines Hinweises. Nein, er hatte in einer bestimmten Zeitschrift eine Anzeige eingeworben, in der es hieß: Ich helfe Ihnen, den Kontakt zum Funk herzustellen. Darauf fielen mehrere Kandidaten herein, die sich später bitterböse beschwerten und erklärten, sie hätten an den Sender Hörerbriefe schreiben müssen, wie gut der Moderator sei. Erst dann würde er tätig werden. Das hätten sie getan, aber der Moderator hätte seinen Auftrag nicht erfüllt und ihnen keinen Weg zum Funk geebnet. Konsequenz: Der Moderator wurde fristlos entlassen. Sein Weg führte ihn dann in das Landesprogramm des NDR, wo er jahrelang tätig war. Im Umfeld von

Bremen moderierte er am Sonntag in einem Ausflugslokal einen Tanztee für Singles im gehobenen Alter, bis er spurlos in der Versenkung verschwand. Ein dritter Moderator, der uns ebenfalls morgens beglückte, war nicht so standfest. Standfest war nur die Bierflasche. Er benötigte den Inhalt, um in die richtige Stimmung zu nachtschlafender Zeit zu kommen. Manchmal hatte man auch den Eindruck, er hatte sein Bett gar nicht gesehen und kam auf direktem Wege aus irgendeiner Kneipe. Er war der Sohn eines ehemaligen Senators aus Bremen, der der Erfinder der „Nivea“-Creme war. Diese Creme war wohl vielen als Alltagscreme für alle Gelegenheiten immer noch ein Begriff. Vorher war er Verkäufer für Spielwaren in einem Kaufhaus in der Obernstraße. Sein Absturz war programmiert, als er an einem Morgen nicht erschien und wir nicht wussten, wo wir ihn wecken oder suchen sollten. Da die Moderatoren ihre Schallplatten immer morgens mitbrachten, hatten wir für Notfälle ein paar Ersatzmusikbänder im Regal. Ich flitzte zur Anmeldung, besorgte mir den Schlüssel für das Archiv und griff in die Schallplattenregale, was das Zeug hielt. Es musste einigermaßen populär sein. Mehr Ansprüche hatte ich im Moment nicht. In der Senderegie angekommen, warfen wir die Schallplatten auf die Teller der Abspielgeräte und füllten so das Programm des Werbefunks. In der Senderegie suchten wir dann aus der Masse der Schallplatten die Hits aus, die die Hörer damals hören wollten. Aber ich hatte auch eine Vorliebe und schummelte zwei Aufnahmen von den Comedian Harmonists ins Programm, die damals noch nicht wieder populär waren. Die Wiedergeburt der Gruppe kam erst Jahre später. Ich kannte sie schon vor der Wiederbelebung, weil ich mit dem Pianisten der Truppe, *Erwin Bootz*, einmal eine Unterhaltungssendung aufnehmen musste. Deshalb waren sie mir ein Begriff. Der Moderator verschwand nach dieser Eskapade in der Versenkung. Die Funkwerbung ließ mir nach meinen Anstrengungen, spontan die Sendung zu retten, ein Werbegeschenk zukommen, was ich aber zurückgab. Ich bestand darauf, dass es im Hause Radio Bremen diskutiert würde. So erreichte mich ein Dankschreiben des Hauses, das in Kopie in meiner Personalakte landete. Mehr hatte ich nicht gewollt.

In den ersten Jahren meiner Zugehörigkeit zur Tontechnik arbeitete ich viel in der Sendung im Tonträgerraum und in den aktuellen Terminen. Das änderte sich eines Tages. Später wurden die Arbeiten, die ich im Funkhaus zu bearbeiten oder aufzunehmen hatte, immer hochwertiger. Einige der Arbeiten, die später



mit Preisen bedacht wurden, waren die Kinderfunkhörspiele mit und von der Regisseurin, Autorin und Komponistin *Charlotte Niemann*. Dort bekam ich Texte vorgesetzt, die von exzellenten Schauspielern, wie *Bruno Ganz*, die später in der Bundesrepublik – und nicht nur dort – Karriere gemacht haben, umgesetzt wurden. Manchmal war es aber ein Geduldsspiel, weil die Regisseurin von dem Text viele Fassungen produzieren ließ, die dann miteinander verschnitten wurden. Nicht jeden Tag habe ich derartige Texte beziehungsweise Hörspiele produziert, die solch hohes Niveau hatten. Im Hörfunk waren viele Schauspieler, die in der Ära *Kurt Hübner* und *Peter Zadek* am Bremer Theater spielten, auch zu Aufnahmen im Funk zu Gast. Darunter *Evelyn Hamann*, *Rolf Becker*, *Hans Peter Hallwachs* und *Judy Winter*, um nur einige zu nennen. Ich hatte als Tontechnikerin das Vergnügen, das erste Stereohörspiel im Jahre 1969 produzieren zu dürfen. *Otto Düben*, ein Regisseur aus Baden-Baden, führte Regie.



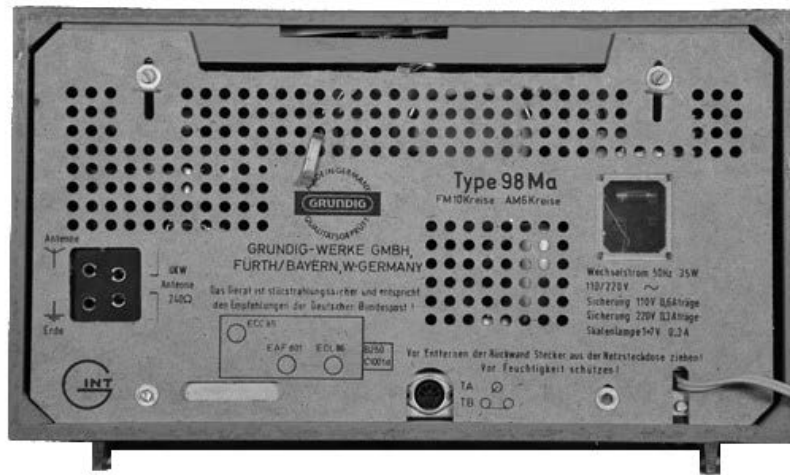
Der Schauspieler war *Dieter Borsche*, der damals der Liebling vieler Frauen auf der Leinwand und im Fernsehen war. Leider saß er schon im Rollstuhl. In diesem Zustand spielte er Theater in Nürnberg. Er verkörperte den Helden in vielen

Problemrollen, und ich nahm an, dass er sich wie ein berühmter Künstler benehmen würde.

Schließlich war er wirklich der umschwärmte Liebling, neben Schauspielern, wie *Rudolf Prack* und *Maria Schell*, die, von einer ganzen Generation von Frauen, wie *Ersatzadel* angehimmelt wurden. Oder, die die Zuschauer dieser Filme ein wenig von der Realität, in der sie sich befanden, ablenken sollten und den Zuschauern eine Ersatzwelt schaffen, in der sich alle Probleme zum Schluss lösen und natürlich *das Gute* siegt. Aber weit gefehlt. Ich wurde positiv enttäuscht. Dieter Borsche war ein sehr sympathischer Mann, der sich ausgesprochen höflich und natürlich dem Team gegenüber benahm und froh war, dass wir ihm Hilfe zuteilwerden ließen. Das Hörspiel war von *Kay Hoff* und hieß „*Uhrenzeit*“.

Nicht so höflich ging es bei einer ehemaligen Staatsschauspielerin zu, wenn sie schlechte Laune hatte. Das hatte sie öfter. Das Verhalten einer Diva hatte sie nicht abgelegt. Die Schauspielerin hieß *Trudik D.* Sie hatte schon in Berlin an den großen Bühnen in den Dreißigern gespielt. Darunter mit Heinrich George, mit dem sie zeitweilig befreundet war, bis er Berta Drews heiratete. Nach dem Kriege fing sie als Sprecherin bei Radio Bremen an und hatte in der Heinrich-Hertz-Straße eine kleine 1-Zimmer-Wohnung, in der sie mit ihren Katzen wohnte. Als ich sie kennenlernte, spielte sie noch ein wenig Theater, und eine Sprecherin aus dem Sendedienst half ihr, den Text eines Schauspiels auswendig zu lernen. *Trudik D.* war zu diesem Zeitpunkt fast blind und deshalb auf diese Hilfe angewiesen.

Wenn ich den Hausflur betrat, an dem sie ebenfalls wohnte, um eine Freundin zu besuchen, herrschte sie mich – wie jeden Ankömmling – an, was man bitte wolle. Ob man die Putzfrau von Frau So-und-so sei, kam oft als Frage. Es hätte nur noch der Teppichklopfer gefehlt, dann wäre das Lustspiel fast inszeniert gewesen. Kinder, die vor dem Hause auf dem Rasen spielten und gern etwas lauter waren, hatten aber Angst vor ihr. Sie lockte sie heran und wollte ihnen Bonbons geben. Waren sie dicht genug vor ihr, zog sie ihnen gern mal die Ohren lang und verscheuchte sie, damit sie ihre Ruhe haben konnte. So war sie nicht nur in den Augen der Kinder die schreckliche Alte. Da dies nur aus ihrem Frust heraus geschah, sah zu diesen Zeiten eigentlich niemand.



Trudik D. konnte oder wollte nicht mehr kochen und ging mittags – aus Unterhaltungsgründen ebenfalls – in die Kantine. Die Bedienung, die es zu diesen Zeiten noch gab, war immer besonders freundlich zu ihr. Sie lasen ihr die Speisekarte vor und holten das Essen und die Getränke. Am Schluss, wenn sie bezahlen musste, hielt sie ihr offenes Portemonnaie hin und meinte, die Bedienung könnte sich ihr Geld nehmen. Wehe, wenn sie größeres Geld nahmen und nicht das Abgezählte. Dann war das Geschrei groß, und plötzlich konnte sie doch sehen. Aber welche Bedienung wollte sich denn mit dem vielen Kleingeld herumschlagen und es ihr vorzählen? Da nahmen sie lieber einen Schein und gaben ihr den Rest, das Kleingeld, zurück. So machte sich „Trudik“ unbeliebt, wie ebenfalls bei einem Regisseur, der ihr oft behilflich war, etwa ihre Katzen zum Tierarzt zu fahren oder für sie Einkaufen zu gehen. Wenn er in die Kantine kam und sie weit weg saß, erblickte sie ihn trotzdem und schrie schon „Ottchen, hier bin ich!“ Beim Erblicken von *Trudik* machte er oft eine Kehrtwendung und verließ die Kantine wieder, um zu einem späteren Zeitpunkt – ohne die Anwesenheit von *Trudik* – zurückzukehren.

Spät am Abend besuchte sie gern den Pförtner, um Unterhaltung zu haben. Insbesondere dann, wenn sie in den Fernseher schauen konnte. Wenn wir ins Haus gingen und dort vorbeikamen, vermied ich es oft, nah an ihr vorbeizugehen, weil ich immer mit einer negativen Bemerkung versehen wurde. Auch ich war froh, sie nur von Weitem zu sehen. Später musste ich mich mit ihr doch näher beschäftigen.

Beschäftigen mussten wir uns ebenfalls mit Redakteuren der Musikabteilung. Probleme bekamen festangestellte Redakteure, die Sendungen für andere Funkhäuser fertigten, und Regisseure, die als Sprecher in Fremdproduktionen

mitwirkten, als festgestellt wurde, dass zwischen einigen Sendeanstalten ein reger Austausch an Produktionen stattgefunden hatte. Nach dem Motto: *Nimmst du meine Produktion, nehme ich deine Produktion*. Bei Sprechern hieß es: Beschäftigst du mich in deiner Produktion, beschäftige ich dich. So war in einigen Zeiten ein reger Austausch und ein Hin und Her zwischen Hamburger und Bremer Sprechern festzustellen. Eines Tages klappte die Falle zu, weil man innerhalb der ARD die Regelung traf, nur noch die Hälfte eines normalen Honorars an Betriebsangehörige zu zahlen. Einige Musikredakteure wurden abgemahnt. Sie hatten ähnliche Verfahren mit Musikverlagen und Produktionsfirmen durchgezogen. Zwei Redakteure wurden entlassen und mussten gehen. Sie wurden von Produktionsfirmen und Verlagen als Musiker oder Komponisten beschäftigt und setzten sich dann selbst im Programm ein. Dem Namen der Musikgruppe oder dem Pseudonym konnte man nicht entnehmen, wer dort mitspielte und wer der Gitarrist in dieser Aufnahme war. Anschließend wurde die Qualität der Musiksendungen – zur Freude aller – wieder besser, als der Einsatz dieser Null-Acht-Fünfzehn Produktionen unterlassen wurde.



## **Wir wachten in der Realität wieder auf, die Träume waren vorbei**

Die Olympischen Spiele 1972 waren natürlich kein Null-acht-fünfzehn-Einsatz. Wir fieberten darauf, dort arbeiten zu dürfen. Uns lockte nicht die Auslöse, die wir für diesen Einsatz bekommen sollten. Es war die Atmosphäre, die alle Kollegen reizte. Ich durfte schon einmal vorab dort hinfahren, weil die Einsatzpläne der Techniker ausgearbeitet werden mussten. Ich wurde im Team begrüßt, das aber kein Team war. Einer bestimmte – und der kam aus Hamburg. Er hatte Ahnung vom Schaltraum und den Leitungen, aber von Schichtplänen keine. Auch waren ihm Arbeitszeitbestimmungen nicht bekannt. Er ahnte nicht, was auf ihn zukommen würde. Seine blonde, langbeinige Assistentin trug ihr Näschen sehr hoch und meinte, in Hamburg würde jeder Schnitt ins Tonband natürlich noch mit der Schere gefertigt, als sie mich und andere Technikkollegen aus der ARD schon einmal durch die provisorisch eingerichteten Hörfunktechnikräume führte. Ich bemerkte, dass wir dann in Bremen doch etwas fortschrittlicher seien und exakt mit der automatischen Schere an der Maschine schneiden könnten. Der Schnittwinkel wäre immer gleich. Unsere Techniker aus der Werkstatt hatten uns für den Einsatz in München ein tragbares kleines Schnittgerät entwickelt, das wir in jedem Raum installieren konnten. Es sollte nach dem Dienst wieder eingepackt werden, bis zum nächsten Einsatz in einem anderen Raum. Darüber rümpfte diese Technikerin nur die Nase. Sie versuchte, mir die Tonbandmaschinen zu erklären, die dort zum Einsatz kommen sollten, als ob wir, weil wir von einer kleinen Anstalt kommen, nicht wüssten, wie diese neuen Maschinen funktionieren. Sie fummelte das Tonband aus dem Regal, legte es auf die Maschine und fädelt es ein. Steckte einen Pegelton auf das Pult, zog den Regler auf und startete die Aufnahme der Maschine. Zeigte uns, wie man das Ganze nach Band kontrollieren könne und stoppte das Band. Nun musste sie ja das bespielte, aufgenommene Band vernichten, und versuchte, es mühsam vom Bandwickel zurückzuholen, was ihr nicht gelang. Sie sah hilflos in die Runde und benötigte jetzt eine Schere, mit der man Tonbänder schneiden konnte. Aber ich ließ sie noch ein wenig zappeln, dann holte ich meine Cut-Schere aus der Tasche und reichte sie ihr. Damit schnitt sie jetzt das Band ab. So ist das mit dem Fortschritt an großen Sendern, wenn nichts dahintersteckt. Der Boss dieser Abteilung fuhr auch lieber bei

schönem Wetter mit seinem amerikanischen, weißen Schlitten herum und ließ sich von der Sonne bescheinen. Hier schien die Sonne doch wohl öfter als an der Alster, und es waren mehr junge Frauen zuhauf als am heimischen Herd. Von Arbeitszeitbestimmungen und Schichtplänen war er weit entfernt. Ich stellte ihm nach den vorgegebenen Einsatzmöglichkeiten Schichten vor, die praktikabel waren. Die auch die Pausen für die Mitarbeiter in den Einsätzen und die Pausen zwischen den Diensten berücksichtigten. Damit verließ ich München und erstattete Rapport.

Als der Zeitpunkt der Spiele näher rückte, fuhren wir dann rechtzeitig mit allen Kollegen, die vom Hörfunk und vom Fernsehen zum Einsatz kommen sollten, mit der Bahn nach München und bezogen Quartiere, die eben gerade fertig geworden waren. Es sollte das Pressezentrum werden, aber diejenigen, die das Sagen hatten, wohnten nicht in Dreibettzimmern und einer Atmosphäre, die an Jugendherbergen erinnerte. In vielen Fällen konnte man sogar tauschen, aber wer wollte denn bei Kollegen, die uns vollkommen fremd waren, wohnen. Der Einsatz der Mitarbeiter aus Hamburg, die sich der Leiter der Abteilung ausgesucht hatte, waren in vielen Fällen Männer, die es gewohnt waren, bedient zu werden. Das verlangten sie nun ebenfalls von uns. Aber wir fanden, da sie unsere Arbeit kontrollieren sollten, hätten sie genügend Zeit, sich ihren Kaffee zu kochen oder sich ein Brötchen zu organisieren. Die Wehleidigkeit einiger Kollegen, wie aus dem kleinen Oldenburg, war zum Teil unerträglich. Sie waren es nicht gewohnt, in Schicht zu arbeiten. Dieser „*Kelch*“ sei in Oldenburg an ihnen gerade noch vorbeigegangen. Dann kam der Clou. Der Kollege im Schaltraum hatte Zeit, mittags daheim zu essen. Da sah doch selbst die Arbeit in Bremen während normaler Dienstzeiten schon anders aus. Irgendwie schien bei den Kollegen aus den kleinen Satellitenfunkhäusern des NDR, die Zeit stehen geblieben zu sein. So waren sie es ebenfalls nicht gewohnt – im Gegensatz zu den Bremer Kollegen – flexibel auf Ereignisse zu reagieren. Sie mussten alles doppelt und dreifach auf Papier vorgelegt bekommen, was nur für die 14 Tage der Spiele Geltung hatte. Deshalb war mir ebenfalls klar, warum die Hamburger mit solch einem großen Tross hier angereist gekommen waren. In Bremen waren wir für kurze Produktionswege bekannt und verzichteten auf überflüssiges Beschreiben und Kopieren von Papier. Essen gehen mussten wir bei der Lufthansa, und wir haben schlemmen können wie die Fürsten, was viele weidlich

ausnutzten. Mir begegneten auf den Wegen zu den Sport- und Pressestätten bekannte Sportler, wie dem Idol meiner Jugend, als ich noch fleißig mit dem Laufen in der Leichtathletik beschäftigt war, *Wilma Rudolph*. Sie trainierte ein wenig, und ich konnte ihren gazellenartigen Laufstil nun mal aus der Nähe betrachten, ihre Leichtfüßigkeit bewundern, die sie trotz ihres Alters noch besaß. Die spätere Olympiasiegerin *Heide Rosendahl* trainierte ebenfalls auf diesem Platz.

In München herrschte während der Spiele nicht nur schönes Wetter, sondern sogar eine außergewöhnliche Atmosphäre, die einzigartig war. In der Stadt war mit dem Errichten des Olympiaparks Gewaltiges geschaffen worden, was für uns Bremer neu war und uns der Besuch dieses Geländes in unserer schmalen Freizeit für die harte Arbeit entschädigte. Wenn ich nach einer kurzen Stippvisite aus dem olympischen Dorf kam, fielen manchmal viele Kinder über mich her und wollten ein Autogramm. Das lehnte ich aber ab und sagte ihnen, ich sei kein berühmter Sportler, der Autogramme gibt. Wenn ein anderer Mensch durch die Pforte schlüpfte, wurde der genauso überfallen, wie es zuvor bei mir der Fall war.

Dann geschah das Unerwartete: Palästinensische Terroristen drangen in die Unterkünfte der israelischen Sportler ein und nahmen diese zunächst als Geiseln. Später starben viele von ihnen bei dem Versuch, sie zu befreien. Damit kippte die Stimmung dieser Spiele. Bis zum Attentat verlief fast alles in normalen Bahnen, und ich besuchte während einer Pause eine Pressekonferenz, die ich interessiert verfolgte. Da sah ich zum ersten Mal meinen zukünftigen Mann, der mir erst viel später in meinem Leben während eines Urlaubs über den Weg laufen sollte. Hier versuchte er, gegen die Masse der Menschen, die sich im Pressezentrum versammelt hatten, mit lauter Stimme



anzureden, dazu den Presseleuten aus der ganzen Welt, Rede und Antwort zu stehen. Alle Kollegen waren geschockt, betroffen, und wir wussten nicht, wie wir es zum Ausdruck bringen konnten. Die Leichtigkeit, die während der Spiele geherrscht hatte, war wie mit einem Schwert durchgeschnitten und nicht mehr vorhanden. Keiner wusste, wie es weitergehen würde, bis der IOC-Präsident *Avery Brundage* die erlösenden Worte sprach: „*The games must go on*“.

Ich riss mich noch einmal zusammen und versuchte, die Arbeit so gut zu erledigen, wie es eben ging. Am Schluss und bei der Verabschiedung von Kollegen aus den anderen Funkhäusern gab es zum Teil traurige Gesichter. Denn in den fast vier Wochen in München hatten sich in dieser Ausnahmezeit Freundschaften gebildet, die nun wieder gekappt wurden, da die Männer natürlich nicht solo waren. Daheim wartete wieder der normale Alltag mit den Familien auf sie, und die alleinstehenden Kolleginnen hatten das Nachsehen. Auch mein damaliger Lebenspartner war während dieser Zeit offen für Neues und Ehemaliges gewesen, sodass meine Zeit in München mir nicht gerade in angenehmer Erinnerung geblieben ist. Irgendwie war trotz des Bezuges einer neuen, gemeinsamen Wohnung kein Raum mehr für eine Zukunft, so fühlte ich es schon damals.

### **Das Leben ist kein Problem, sondern eine Wirklichkeit, die man erfahren muss.**

Trotz der interessanten Arbeit musste ich aufpassen, nicht die normale Welt zu vergessen, weil durch die unregelmäßigen Arbeitszeiten für manchen Kollegen das Funkhaus zur Ersatzfamilie wurde. Wenn nähere Freundschaften zu Redakteuren und Regisseuren entstanden, kam es bei den Männern selten zu Trennungen von der Familie.

Man durfte dann vorab die Manuskripte lesen und an den Problemen teilhaben und die Produktion mit aufnehmen.

Damit war schon die Grenze erreicht. Wenn die Zusammenarbeit in eine engere Bindung führte, waren die Kolleginnen trotzdem an Feiertagen und Wochenenden allein. Die Freundschaften beschränkten sich dann auf ein paar Stunden nach dem gemeinsamen Dienst oder dann, wenn die Abwesenheiten der Männer von den Familien mit wichtigen Arbeitsbesprechungen kaschiert



werden konnten. In späteren Jahren änderte sich das. Das Technikteam ging öfter mal mit dem Regisseur und dem Regieassistenten nach dem abendlichen Dienst oder der Produktion gemeinsam in Kneipen, wie zu *Leichen-Elli* in die Friedhofstraße oder in die Innenstadt, und tranken einen Wein. Aber danach ging ich gerne allein nach Hause. Das Funkhaus wurde in späteren Zeiten für viele Kollegen eine normale Arbeitsstätte und war nicht mehr „*der Nabel der Welt*“, in dem die Arbeit anschließend in der Kantine noch weiter diskutiert werden musste. Persönliche Freundschaften wurden von den jungen Kollegen vermehrt mit Außenstehenden gepflegt. Die jüngeren Kolleginnen heirateten und bekamen Kinder. Kinder hatten die älteren Kolleginnen ebenfalls bekommen, aber einige hatten die Kinder in Pflegefamilien gegeben oder sogar adoptieren lassen müssen. Es war in den 50er-Jahren schwer, ein uneheliches Kind zu haben, es bei dem Wechseldienst großzuziehen, wenn kein Partner oder keine Familie vorhanden war. Von einigen Kolleginnen weiß ich, dass sie notgedrungen zur Abtreibung gingen und unter dieser Entscheidung litten. Andere wiederum bereuten die Adoption ihres Kindes und machten sogar einen Selbstmordversuch. Einige gingen ins Krankenhaus, um sich bei ihren psychischen Problemen helfen zu lassen. Deshalb war es wichtig, neben der Arbeit Freunde und Familie zu haben, die nichts mit dem Funk zu tun hatten. So hatte sich meine Generation – also neben der Arbeit – ein eigenständiges Leben aufgebaut. Die Alleinstehenden waren plötzlich in der Minderheit. Es fiel Männern schwer, sich an diesen Zustand der Eigenständigkeit von Frauen zu gewöhnen. Auch zu mir meinte ein Regisseur, er würde gern mehr mit mir arbeiten, desgleichen nach Dienstschluss, wenn ich das mal so salopp formulieren darf. Er war verheiratet und hatte Kinder. Dagegen saß seine Frau brav zu Hause und hielt das Geld zusammen. Da ich nicht so eitel, nicht von ihm abhängig war, tauschte ich die gemeinsamen Dienste oft weg, als ich merkte, wie es laufen sollte. Obwohl er, wie er behauptete, doch herausragende Produktionen als Regisseur zu bieten hatte. Später benahm er sich dann meinem damaligen Freund gegenüber manchmal sehr merkwürdig. Er ließ heraushängen, wer der Boss in der Aufnahme ist. Das war dann die Retourkutsche, nachdem ich ihn nicht erhört hatte. Aber wer in der Öffentlichkeit und im Rampenlicht steht, hat in vielen Fällen Eitelkeiten an den Tag gelegt, worüber ich als junge Kollegin schon damals nur noch lächeln konnte.

Das hat nichts mit den erworbenen Meriten zu tun, die diese Personen in ihrer Arbeit in der Öffentlichkeit erworben haben. Aber nachdem die großen Umbrüche in der Gesellschaft ausgestanden, und der Muff aus den Talaren entfernt war, wirkte es einfach nur noch lächerlich. Kollegen, die ihre Arbeit beherrschten, hatten das nicht nötig. Die Zusammenarbeit wurde liberaler. Wir, die jungen Kollegen, wurden plötzlich ernst genommen.

Ernst genommen wurde ich ebenfalls, als ich mich für den Personalrat aufstellen ließ. In der ersten Wahl fiel ich aufgrund von Listenwahlen durch und kam nicht in den Personalrat. Nach vier Jahren wurde eine personenbezogene Wahl veranstaltet, sodass ich eine reale Chance bekam und in den Personalrat gewählt wurde. Zuerst war mir alles fremd, obwohl ich schon die Interessen der Technikkollegen gegenüber den Chefs vertreten hatte und mich einigermaßen auskannte. Nach einer Einarbeitungszeit drückte man mir das Protokoll auf. Da ich nicht gut im Schreibmaschinenschreiben war, machte ich dies mit der Hand. Das gefiel der Sekretärin des Personalrats nicht, weil sie mein Protokoll dann abschreiben musste. Sie wollte einfach weniger Arbeit haben. Aber es war auch nicht meine große Begabung. Es wollten sich die Kollegen in diesem Protokoll möglichst alle wiederfinden – mit positiven Sätzen selbstverständlich. Dass ich aber bei der Wahrheit bleiben musste und auch wollte, kritisierten sie oft. Einer kritisierte meinen Einwurf: „*Hinter der FAZ müsste nicht immer ein kluger Kopf stecken*“. Er hörte nur zu und gab Kommentare, wenn es um politische Angelegenheiten und um die Direktion ging. Da er als fast Abteilungsleiter Interessen hatte, voranzukommen, war es nicht immer einfach mit ihm. Er war ein Choleriker und platzte gern los. Im Hauptberuf befehligte er mit seinem Taktstock bis zu 120 Musiker, wie er gern preisgab. Die hatten seinem erhobenen Taktstock zu gehorchen. Wir waren aber keine Orchestermusiker und in der Meinungsäußerung gleichberechtigt. Abgesehen davon, war und bin ich eher für sachliche Diskussionen zu haben. Als ein für ihn unwichtiges Thema über einen Angestellten beim Empfang diskutiert wurde, las er nun die FAZ. Das fand ich unverschämt und machte in einer Sprechpause meine Bemerkung. Plötzlich waren alle still. Ein Redakteur vom Fernsehen, der bei *buten un binnen* sehr populär war und oft Streithähne miteinander versöhnen und einen Ausgleich finden konnte, hielt sich den Mund zu und entfleuchte in die Kantine. Andere Mitglieder im Personalrat konnten sich das Lachen nur leise verkneifen

und warteten auf die Reaktion des Redakteurs. Der faltete in Ruhe seine Zeitung zusammen, holte tief Luft, denn dafür war er bekannt, und ich zog nun mal nicht den Kopf zurück und erwartete den Frontalangriff. Aber es kam nichts. „*Gut gekontert, alle Achtung, gnädige Frau*“, war sein Kommentar, und ich hatte das erreicht, was ich wollte. Er hörte jetzt ebenfalls bei für ihn unwichtigen Angelegenheiten von Kollegen zu. Ich sah mich plötzlich gezwungen, vor Personalratssitzungen zu Hause ans Telefon zu gehen und mich den Fragen der Geschäftsleitung zu stellen. Merkwürdig, früher hatte mich aus der Führungsriege nie jemand angerufen. Da war ich uninteressant; aber indessen meinte man, sie könnten auf meine Meinung nicht verzichten, wie ich mich denn in Personalentscheidungen wohl festlegen würde. Bei den Schnellentscheidungen, um einen neuen Kollegen durchzudrücken, gab es manchmal Entscheidungen von 10:1. Ich war der Stimmgeber der Neinstimme. Ich hatte mit dem Neinstimmen keine Schwierigkeiten. Ich stand dazu. Weil mir das Verfahren mit *Überrumpelungstaktik*, mal schnell einen neuen Kollegen durchzudrücken, missfiel. Ich wollte schon wissen, wer den Kollegen vorgesetzt wird. Bei einer Personalentscheidung war ich jedoch absolut nicht gleicher Meinung mit der Geschäftsleitung. Es gab Diskussionen hin und her, weil man die Stimmen der Mitglieder, wer für wen stimmen würde, auszählte. Wenn ich bei den Sitzungen dabei war, fiel der Kandidat des Hauses durch. Bei der Kandidatenvorstellung im Personalrat ließ der zukünftige Leiter der Abteilung seinen Unmut verlauten, wir seien alle inkompetent, seine Leistungen zu beurteilen. Da ich jahrelang mit ihm und für seine hervorragenden Sendungen arbeiten musste, konnte ich beurteilen, was er leisten konnte und was ihn interessierte. Das war nicht die Leitung der Abteilung, sondern das Geld, das hier gezahlt wurde. Der Kollege von *buten und binnen* stieß mich an und sagte: „*Fang mal mit einer Frage an*“. Ich war etwas verblüfft, weil ich damit nicht gerechnet hatte und stellte die alles entscheidende Frage: „*Was verstehen Sie unter Kultur?*“ Diese Frage zu beantworten, empfand er unter seiner Würde, wie er das gesamte Ritual im Personalrat unter seiner Würde fand. Da es ja immer *Plaudertaschen* im Personalrat gab, fand ich meinen Ausspruch natürlich in vielen Bremer Zeitungen wieder, darunter in der CDU Postille, dem „Weser Report“, der damals noch von *Reiner Pfeiffer* dominiert wurde, und Woche für Woche *Pfeiffers Leitartikel*, die eher *Leidartikel* waren, über Radio Bremen in die



Zeitung setzte. Sein Draht zu einigen Kollegen aus dem Personalrat muss in den Zeiten sehr kurz gewesen sein. Später tauchte dieser *Reiner Pfeiffer* als Medienreferent bei *Uwe Barschel* wieder auf. Das Ende dieser Affäre ist allen mit dem berühmten Satz noch wohlbekannt: „*Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!*“. Später soll *Reiner Pfeiffer* als freier Prediger bei Beerdigungen tätig gewesen sein. Danach arbeitete er zeitweilig als Chefredakteur

eines Anzeigenblattes und als Kreditvermittler in Oyten bei Bremen.

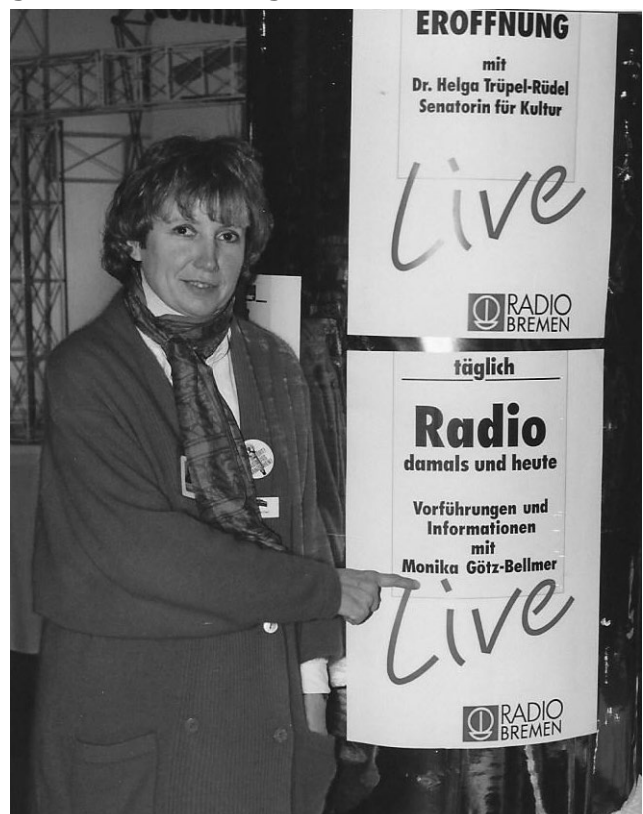
Das Millionengeschäft dieser Kreditvermittler ist nicht der Kredit. Es sind die Bearbeitungsgebühren, die die Firmen einbehalten, auch wenn sie kein Geld vermitteln. In diesem Gewerbe tummelte sich *Reiner Pfeiffer* in späteren Jahren. Zuletzt saß er im Rollstuhl und ist schon verstorben.

### **Auch eine Enttäuschung, auch wenn sie endgültig ist, bedeutet einen Schritt vorwärts**

Natürlich läuft nicht alles glatt im Leben, so wie auch meine Mitgliedschaft in dem Technik Museum, das sich „Bremer Rundfunkmuseum“ nennt, sehr aktiv ist und gerne seine alten Geräte von Bild und Ton ausstellt. So auch bei einer gemeinsamen Ausstellung mit Radio Bremen in einem Einkaufszentrum in Huchting, was ich von Radio Bremen aus vertreten und betreut habe. Ich stand vielen Besuchern gerne Rede und Antwort. Daraus erstellte ich mit dem

Journalisten Holger Janssen sogar eine ausführliche Radiosendung, um mal Beispiele zu zeigen, was beim Radio vorrangig ist, was die Hörer interessiert. Es sind nicht die Radio- und Fernsehgeräte aus verschiedenen Epochen, sondern das, was im Radio gesendet wird. Was wichtig ist für den Einzelnen. Außerdem ist es egal, welches Gerät es ist, mit dem eine Sendung übertragen wird. Entscheidend sind etwa die Nachrichten, die aktuelle Berichterstattung aus dem Lande Bremen und Bremerhaven, dazu Ereignisse aus dem gesamten Umfeld von Bremen. Ebenso gehören dazu dann auch Unterhaltung und Spezialsendungen bei politischen Ereignissen, wie bei Katastrophen jedweder Art. Ob es noch ein altes Radio oder ein großartiger Weltempfänger ist, ist eigentlich egal. Ausschlaggebend ist, dass über Ereignisse berichtet wird. Da nun ein runder Geburtstag des Radios ins Haus stand, stellte ich mich gerne zur Verfügung, um eine Ausstellung über den Gründer des Senders, Hans-Günther Oesterreich, zu empfehlen. Gesagt, getan. Ich spendierte viele Exponate aus meinem Archiv und besorgte Kopien von Sendungen, die den Besuchern vorgespielt werden konnten, damit man einen Gesamteindruck des Schaffens von Hans-Günther Oesterreich darstellen konnte. Selbst sein Sohn, Dr. Hans-Christian Oesterreich, trug aus seinem Familienfundus Unterlagen und Berichte über seinen Vater bei.

Die Presse brachte nicht nur zur Eröffnung der Ausstellung ausführliche Berichte, sondern lobte die Arbeit des Museums. Mein Name kam dann in den Berichten öfter vor. Das war dem Vorsitzenden des Museums nicht recht. In einer Sitzung nach dem Ende der Ausstellung wurde ich derart kritisiert, dass ich eigentlich nicht wusste, was ich falsch gemacht haben sollte. Viel Erfolg brachte die Ausstellung für das Museum, und es war in aller Munde. Was soll da nicht richtig gewesen sein? Wahrscheinlich, weil mein Name in Berichten öfter erwähnt worden ist und nicht die Namen der sonst im



Mittelpunkt stehenden Männer, wie des Vorsitzenden. Grundsätzlich sind die Frauen der männlichen Mitglieder ebenfalls Vereinsmitglieder und wurden für die hausfraulichen Arbeiten, die bei Ausstellungen auch erledigt werden mussten, sehr benötigt. Angenehm war es ebenfalls für einige Personen, wenn die Laufgänge in dem Museum sehr eng waren und ich mich dort sehr drehen und wenden musste, um einen körperlichen Kontakt zu vermeiden. So verließ ich diesen Verein. Man verstand nicht, warum ich gegangen bin. Aber all die Jahre, seit ich die Reklame des Rundfunkmuseums beachte, wird die Ausstellung aus dem Jahre 2002 so beschrieben: Sonderveranstaltung über den legendären Radio-Bremen Sprecher Hans-Günther Oesterreich. Nach Hinweisen wurde mir in einem Telefonat erklärt, in anderen Berichten stände es anders. Hans-Günther Oesterreich war nicht nur Sprecher, sondern der Begründer des Senders, Sendeleiter, Autor von Hörfunksendungen und Fernsehfilmen, Regisseur, Schauspieler, Moderator und Buchautor. Ich finde keinerlei Hinweise dieser Art über die Arbeit von Hans-Günther Oesterreich im Bremer Rundfunkmuseum. An sich hatte ich solch ein Armutszeugnis nicht erwartet. Es geht in dem Museum nur um die Vielfalt der Technikmodelle, und nicht um das, was beim Senden von Programmen eigentlich wichtig ist: der Inhalt der Sendung. Die Geschichte des Radios ist schließlich immer im Zusammenhang vorrangig mit der Zeitgeschichte, der Gesellschaft, der Politik und dann mit der Entwicklung der Technik zu sehen.



### **Von Mensch zu Mensch**

Eugen Roth hat eines seiner autobiografischen Bücher mit Geschichten aus seinem Leben „Von Mensch zu Mensch“ genannt, wie ja selbst das Programm vom Sender von Menschen für Hörer, also für Menschen als Empfänger gemacht wurden und werden. Selbst Sendungen aus den Anfängen der Radiozeit in

Bremen sind ganz tief im Gedächtnis der Hörer geblieben. Ich dachte, ich könnte mich nach langen Jahren der Zugehörigkeit zum Sender auf das Jubiläum freuen. Der 40. Geburtstag stand nämlich im Raum. Aber so oft ich fragte, was denn nun zu diesem Jubiläum an Sendungen produziert werden sollte, hörte ich kein Echo. Es war von der Programmseite nichts vorgesehen. Da wir mittlerweile schon, um es vorsichtig auszudrücken, ein Seniorenprogramm mit älteren Musiktiteln und Sprechern hatten, das jeden Tag eine große Hörergemeinde hatte, störte mich das. Ich hatte schon gute Erfolge mit Sendungen, die an die Anfänge des Radios nach 1945 erinnerten. Es gab in den Fünfzigern zwar schon jeden Tag eine Zeitung, aber von Fernsehen für jedermann war noch keine Rede. Es konnten zum Teil Versuchssendungen zu Hause empfangen werden. Von der „Rundumversorgung Fernsehen“ sprach noch keiner. Ich lief von Pontius zu Pilatus, um hier zum Jubiläum wieder ein paar ältere Produktionen in das Programm einbauen zu können. Außerdem den Gründer des Senders, Hans-Günther Oesterreich, zu bitten, die Moderation zu übernehmen. Jetzt stellte sich auch heraus, dass der amerikanische Offizier Edward Harriman, also der amerikanische Verantwortliche des Senders nach 1945, vom Senat eingeladen worden war, dem Sender zum 40. Jubiläum einen Besuch abzustatten. Die Hörer des dritten Programms wurden auf die Sendung hingewiesen, und als die beiden, Hans-Günther Oesterreich und Edward Harriman, sich im Studio über die Anfänge von Radio Bremen unterhielten und die entsprechende Musik und Wortbeispiele dazu gesendet wurden, lief das Telefon heiß. Es waren drei Stunden, die die Hörer lange „im Ohr“ behielten. Solch eine Begeisterung hatte man in den Fünfzigerjahren, als Samstagabend die Serie „Die Familie Meierdierks“ gesendet wurde.

**RADIO BREMEN**  
ANSTALT DES ÖFFENTLICHEN RECHTS

28 Bremen · Heinrich-Hertz-Str. 15 · Ruf: Sa.-Nr. 2384/1 · Bank: Bremer Landesbank 71319

T Nr. 6627  
 Bremen, den 29.7.80  
 4240  
 528 Kosten-Art  
 Kosten-Stelle-Träger

Frau  
 Monika Götz  
 Am Fockenberg 25  
 2800 Bremen

Bankkonto:

Wir verpflichten Sie hiermit zu folgender Darbietung:

Titel der Sendung: Bremen 1 - Wochn. Magazin  
 bzw. der Aufnahme: "Familie Meierdierks"  
 am: 29.7.80  
 Aufbereitung eines priv. Mitschnitts  
 (eine Zusage auf Romankeitsseite vorhanden)

Art der Mitwirkung: **STEUERPFlichtIG**  
 (Steuerverpflichtung durch Gehalt)

gegen ein Honorar von DM 212,50  
 (in Worten: Deutsche Mark Zweihundertundzwölf-----)

zu den unten aufgeführten Bedingungen. Falls wir nicht umgehend eine anderlautende Nachricht erhalten, betrachten wir diese Vereinbarungen durch Ihr stillschweigendes Einverständnis als abgeschlossen. Änderungen und Ergänzungen zu diesem Vertrag sind nur gültig, wenn sie mit der Honorar- und Lizenzabteilung schriftlich vereinbart worden sind. Andere Nebenabreden, als in diesem Vertrag vereinbart, sind nicht getroffen worden.

Wir bitten Ihre umgehende Nachricht, ob obige Termine für Sie möglich sind.

Verbriefte Vergütungen aller Art, wie Honorare und zu entrichtende Kosten, sind Bruttovorgaben und schließen die Umsatzsteuer sowie sonstige Steuern und Abgaben ein. Der Vertragspartner ist verpflichtet, Radio Bremen genaue Angaben über Steuerpflichtigkeit und Wohnort zu machen. Bei unrichtiger und unrichtiger Angabe trägt er die eventual daraus sich ergebenden Folgen selbst.

**RADIO BREMEN**  
 Anstalt des öffentlichen Rechts  
 Honorar- und Lizenzabteilung

ZUR BEACHTUNG: Bei Bezahlung ist dieses Schreiben vorzulegen, auf Abkündern auch als Personalausweis.  
 Alle Zuschriften bitte ausschließlich an RADIO BREMEN und nicht an Einzelpersonen richten.  
 1.80 T 1

## Umstände und Situationen verleihen dem Leben Farbe

Aber es gab immer Kollegen, die Zuträger für obskure Zeitungen waren, weil sie sich für so wichtig hielten. Dieser eine Kollege, der Informationen an den „*Weser-Report*“ weiter verbreitete, war krank und fiel deshalb oft aus. Er war in seinen hochprozentigen Zeiten unerträglich und nicht berechenbar. Ich besuchte ihn einmal während einer Kur in Schleswig-Holstein und stellte fest, dass er sich gar nicht ändern wollte. Er nahm sich wichtig und konnte sich dem zerstörerischen Zwang nicht entziehen. Aber er unterstützte den zu ernennenden Kandidaten der Geschäftsleitung. Ich ahnte zudem, dass dieser kein Interesse hatte, Ansagen auf Richtigkeit zu überprüfen, einfach nur den täglichen Ablauf des Programms zu leiten. Nun gehört das gerade zu den Arbeiten, die von der Geschäftsleitung von einem Abteilungsleiter erwartet werden. Er war Mitglied im *PEN-Club* und stand über den Dingen. Ich wollte mit meiner Frage „*was verstehen Sie unter Kultur*“, bezwecken und wissen, was er dann mit seinem Personal vorhatte. Die Entscheidung wurde so lange ausgesetzt, bis ich in den Bildungsurlaub ging und ein Freund von ihm, als Ersatzmitglied für mich, im Personalrat für ihn stimmte. Dann hatten sie die Mehrheit. Manchmal, wenn es im Personalrat spannend wurde, musste ich die Sitzung verlassen, weil jemand in der Technik krank geworden war und ich dann einen Dienst übernehmen musste. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass zu diesem Zeitpunkt meine Stimmabgabe und die unbequemen Fragen von mir im Personalrat von der Geschäftsleitung nicht erwünscht waren. Nicht erwünscht war meine Teilnahme ebenfalls, als der Nachfolger für den freien Posten des neu installierten Abteilungsleiters innerhalb der Abteilung Kultur besetzt werden sollte. Es gab einen Favoriten der Geschäftsleitung, mit dem der Personalrat ebenfalls einverstanden war. Nicht einverstanden waren wir allerdings mit seinen Gehaltsvorstellungen, weil er sich seine ehemalige Gehaltszulage für den Arbeitseinsatz in Bonn erhalten wollte. Wenn er in Bonn weiterarbeiten würde, wäre die Zulage selbstverständlich, hier in Bremen fiel sie weg, war der Kommentar der Kollegen aus dem Personalrat. Er kam nun persönlich in den Personalrat und versuchte, uns seine Position nahezubringen.



Die Ehefrau weiterhin in Bonn, ein krankes Kind usw. Das Schicksal war mit ihm nicht gnädig umgegangen, aber der Tarifvertrag galt damals einfach für alle, bis auf Angestellte, die außer Tarif bezahlt wurden. Dazu gehörte er aber nicht. Einer der Kollegen aus dem Personalrat nahm eine Untertasse und fing an, für den *armen* Redakteur zu sammeln. Dabei lagen unsere Gehälter nicht am unteren Ende einer Gehaltsskala der *ARD*-Sender. Zuschläge für Nacht- und Sonntagsdienste gab es gleichfalls. Ich fragte mich bloß, warum immer die, mit der höchsten Eingruppierung, nicht mit ihrem Gehalt auskamen? Jedenfalls bekamen wir später zu wissen, warum sein Leben etwas aufwändiger war. Aber, das war sein Privatvergnügen und hatte nichts mit dem Gehaltstarif von Radio Bremen zu tun. Im Übrigen nahm er das gesammelte Geld vom Teller, steckte es ein und ging.

Nicht mehr gehen, ohne irgendwo Aufenthalt zum Verpusten zu haben, konnte die Schauspielerin *Trudik D.* Es wurde das Problem im Personalrat angesprochen, da *Trudik* Probleme hatte, die ältere Menschen öfter haben und heute in der Altenpflege besser geregelt werden als damals. Der Hausmeister war es leid, hinter *Trudik* her zu wischen. Das war im Personalrat ein peinliches Thema, denn den Besuch in der Kantine konnte man ihr nicht verweigern, aber was sollte man tun? Ihr das Essen nach Hause bringen? Oder ihr den Besuch des Hauses ganz verbieten? Wir konnten den Hausmeister mit seinen Klagen verstehen, da diese Arbeiten nicht zu seinen Aufgaben gehörten. Wir überlegten, wie man am besten diplomatisch vorgehen konnte.

Im Protokoll stand dann: *Die Hausverwaltung möge sich des Problems annehmen.* Eine Woche später wussten wir, *Trudik* war gestorben. So hatten wir das mit der Hausverwaltung, sie möge sich des Problems annehmen, nicht gemeint. Es war ein trauriges Ende einer hervorragenden Schauspielerin, die es nicht verstanden hatte, sich dem Leben anzupassen und Hilfe von Menschen anzunehmen, die ihr gewogen und zugeneigt waren. Aber es gab noch andere Probleme.

Eines Tages mussten wir uns sogar mit der Führungsetage selbst beschäftigen. Ein neuer Intendant, der zuvor lange aus Amerika berichtet hatte, stand uns ins

Haus. Da er ebenfalls sein *Privatvergnügen* im Moment nicht so organisieren konnte, bat er um eine Dienstwohnung. An sich war das Gehalt eines Intendanten hoch genug, um sich eine standesgemäße Wohnung leisten zu können. *Ach*, es stand gerade eine Scheidung an und nun wäre er nicht so flüchtig. Es wurde das Für und Wider lange diskutiert, weil wir, die meisten Mitglieder im Personalrat, überzeugt waren, auch Angestellte mit geringem Gehalt müssten ihre Wohnung selbst bezahlen. Jetzt war *guter Rat teuer*. Teuer wurde diese Chose für den Sender. Es wurde eine Wohnung in natürlich *standesgemäßer Lage*, in Schwachhausen, gekauft und dem Intendanten zur Verfügung gestellt. Selbst ein *Ice-Crusher* musste besorgt werden, weil die Kinder des Intendanten es von Amerika so gewohnt waren. Dieser Intendant verließ uns dann abrupt, als er den Ruf nach Bonn erhielt, um dort Pressesprecher der neuen Bundesregierung unter Helmut Schmidt zu werden. Später ging er als Botschafter noch nach Ostberlin. Aber bevor er uns fast wie in einer *Nacht-und-Nebel-Aktion* schnell verließ, um seinen Posten in Bonn antreten zu können, hat er uns bei Tarifabschlüssen mit der Gewerkschaft die beste, je gezahlte Gehaltserhöhung zugebilligt.

Selbst bei der Vergabe von Hypotheken durch den Sender wurde die Höhe nach oben korrigiert, als ein Mitglied der Geschäftsleitung sich ein *standesgemäßes Haus* leisten wollte, ohne im Besitz des nötigen Kapitals zu sein. Hier kritisierten wir im Personalrat nicht so viel, weil dann alle Kollegen höhere Summen bei der Hypothekenvergabe in Anspruch nehmen konnten. Mit weiterer Kritik hatte ich mich nun persönlich auseinanderzusetzen.

Ein Kollege aus der Technik kritisierte eines Tages mein Protokoll so heftig, dass ich mir überlegte, von diesem Gremium zurückzutreten. Was war geschehen? Der Kollege hatte etwas zu hochprozentig getankt und war seines Führerscheins verlustig geworden. Meine Meinung dazu war, dann hatte er ja jahrelang Glück gehabt. Nach einer Rückfahrt von einer gemeinsamen Feier wollte ich damals das Auto steuern, so war es verabredet. Deshalb hatte ich auf dieser Feier nichts getrunken. Mein Fehler war, als er mir das Steuer verweigerte, einzusteigen. Selten war ich so verunsichert, weil er nicht mehr in der Lage war, die Kurven in der Rockwinkeler Straße vernünftig auszufahren. Wir hatten nur Glück, weil es spät nachts und fast niemand mehr unterwegs war. Ich schwor mir, nie wieder bei einem alkoholisierten Fahrer einzusteigen. Anstatt aus dem Personalrat

auszusteigen, machte fortan ein anderer das Protokoll, was er als Büromensch ohnehin besser als ich beherrschte. Manchmal meckerte auch der Intendant, wenn ihm das Protokoll von dem Teil der Sitzung zugesandt wurde, an der er teilgenommen hatte. Nur persönlich sagte er es mir nie ins Gesicht. Diese Information gelangte zu mir über viele Umwege. Er fand sich zu genau zitiert und liebte auf diesem Gebiet Umschreibungen. Ich liebte es nicht, wenn dieser Intendant zu langsam sprach. Mittlerweile hatte ich mich zu einer Drogenberaterin gemausert. Später wurden vom Rechnungshof die teuren Cognacflaschen, die verschenkt wurden, moniert und nicht nur die, sondern auch die täglichen Fahrten, die der Fahrer des Intendanten nach Hamburg zu absolvieren hatte. So hatte dieser Intendant sich dann in Bremen eine Wohnung zu nehmen, um Kosten für den Sender zu sparen.

Keine Mühe und Kosten sparte die Partei. Welche das in den Zeiten bei Radio Bremen war, wissen wir wohl alle. Ein Kollege sprach mich an und meinte, warum ich nicht bei der Vorbereitungsbesprechung dabei gewesen sei. „Bei welcher Vorbereitungsbesprechung?“, lautete meine Rückfrage. „Ach ja, Sie sind ja nicht in der Partei“. Da merkte ich doch, wie unkompliziert Personalpolitik und Einflussnahme der SPD betrieben wurde und einige Kollegen, die im Besitz des roten Parteibuches waren, obrigkeitshörig dem zustimmten, was befohlen wurde. Es kam mir schon vor wie in der DDR: „*Die Partei hat immer recht*“.

So wurde ich eingeladen, an einer Fahrt nach Bonn teilzunehmen. Es sollten die Ministerien besucht und ein Stück Geschichte der Bundesrepublik Deutschland miterlebt werden können. Eine ältere Kollegin aus dem Personalrat nahm ebenfalls teil. Im Bus wurde ich schon von einem jungen Mann angesprochen, der die alles entscheidende Frage stellte: „In welchem Ortsverein bist Du denn?“ Meine Rückfrage lautete: „Was ist ein Ortsverein?“

Da ging im Bus das Getuschel los, und ich war nicht mehr interessant. Wie eine heiße Kartoffel wurde ich fallen gelassen und ignoriert. In Bonn besuchten wir natürlich auch den damaligen Bremer Bundestagsabgeordneten *Claus Grobecker*, der eher für die *Feiereinheiten* dieses Busses zuständig war, als dass er uns etwas Konkretes über seine Arbeit im Bundestag erzählte.

**Es gibt immer eine gute und eine schlechte Seite. Manchmal lehrt mich die schlechte Seite des Lebens mehr Weisheit als die gute.**



Es war bekannt, dass *Claus Grobecker* eine gute Sekretärin brauchte, um Briefe schreiben zu lassen, für die er nur den Anstoß gab und die Vorgaben für diesen Brief anwies. In diesem Fall nannte man die Sekretärin Assistentin und diese hier war blond und duzte ihren Chef.

Bei einer abendlichen Rheinfahrt stellte die Gruppe der Parteigenossen fest, die zweite Gruppe, die sich auf dem Boot befand, spräche Dialekt und käme wohl aus Bayern. Also wurde sie ignoriert, genauso wie man mich schnitt und überging. Später, als der Alkohol mehr und mehr die Zungen löste, stellte man fest, dass es eine SPD-Gruppe war, die aus Franken kam. Da floss der Alkohol noch reichlicher, und es wurde ziemlich laut. Sogar der Bundestagsabgeordnete machte seinem Ruf auf diesem Gebiet alle Ehre. Am nächsten Tag ging es in die Ministerien zu Frau Kanzleramtsministerin Marie Schlei. Sie erzählte uns von der Organisation ihres Arbeitsplatzes und den täglichen Abläufen. Der junge Mann, der mir die alles entscheidende Frage gestellt hatte, hing dieser Frau an den Lippen und stellte nur brave Fragen. Ich hatte den Eindruck, es waren nur brave, verdiente Parteigenossen – eher Parteisoldaten – geladen worden, die ihren

Verstand beim Erhalt des Parteibuches abgeschaltet hatten. Deshalb war ich hier fehl am Platze.

In dem Hotel, in dem wir wohnten, gab es eine Hinweistafel auf *Ernst Moritz Arndt*, der an diesem Ort länger gewohnt hatte. Ich brauchte gar nicht nachzufragen, ob einer wusste, welche Bedeutung dieser Mann hatte. Er war allen unbekannt. Der Dichter und Denker Ernst Moritz Arndt war für viele ein Vorkämpfer: Für die einen ein Vorkämpfer der Demokratie, für die anderen einer des Dritten Reichs. Geschichte erleben, hieß auf dieser Fahrt nach Bonn eigentlich, sich mithilfe von Alkohol zu amüsieren.

Bei meinem Bericht im Personalrat musste ich die Parteigenossen enttäuschen, weil ich das berichtete, was ich erlebt hatte. Die Konsequenz: Man drückte mir kein Parteibuch in die Hand. Ich war auf diesem Gebiet die sogenannte *verlorene Seele*. Damit konnte ich gut leben.

Ob Brigitte Seebacher gut damit leben konnte, dass die Kollegen hinter ihr herliefen, während ihrer Arbeit bei Radio Bremen, weiß ich nicht. Aber es war schon fast peinlich, als die damals noch nicht so schlanke und gut angezogene Frau sich vor den Kollegen schützen musste. Es war mittlerweile bekannt geworden, dass man Willy Brandt in seinen Zeiten als Kanzler auf Reisen Frauen zugeführt hat. Es hieß, sie hätte auf diesem Wege die Bekanntschaft von Willy Brandt gemacht. Aber das Verhalten der jüngeren, männlichen Kollegen grenzte fast an Hysterie, so verfolgte man diese Frau. Manchmal rannte ein Schwarm hinter ihr her. Obwohl für mich diese Frau – mit einer für den Hörfunk ungeeigneten Stimme – nichts anderes als eine normale Studentin war, die hier ein Praktikum absolvierte.

In meiner zweiten Wahlperiode, in der ich angeblich gute Chancen haben sollte, kam ich nur als Zweitletzte bei der Wahl zum Personalrat durch. Die Frauen aus meiner Abteilung hatten mich boykottiert, weil man wusste, ich sei nicht für die *Frauenquote*, sondern für gleiche Leistung. Nachdem ich im Außendienst einigermaßen mit dem Vorurteil, dass Frauen dort nicht arbeiten können, aufgeräumt hatte, nahmen mehrere Frauen die Chance wahr und machten über diesen Weg Karriere. Heute sind sie wohlbestallte Toningenieurinnen und bei großen Außenübertragungen und Musikkonzerten die führenden Ingenieure. Da ein gezieltes Mobbing gegen mich veranstaltet wurde, trat ich aus dem Personalrat zurück. Da war den Kolleginnen der Grund genommen, gegen mich

weiter vorzugehen. Als Nachfolger von mir kam ein *Frauenversther* und sogenannter *Womanizer* in den Personalrat nachgerückt, sodass die Erwartungen der Kolleginnen, ohne Fleiß Karriere zu machen, nicht weiterverfolgt wurden. Ich wurde gefragt, wie ich den *Machtverlust* denn verkraften würde. Gut, war meine Antwort. Ich wurde morgens von der Geschäftsleitung nicht mehr angerufen. Ich war plötzlich wieder ein Nobody. Das gefiel mir. Mir war der Machtverlust egal. Ich hatte andere Interessen.

Dazu kam noch als Schlusspunkt, dass die *SPD-Führung* in Bremen die Telefone der angeblich linken Betriebsräte vom Verfassungsschutz abhören ließ. Irgendwer hatte diese Nachricht einem Journalisten unter dem Siegel der Verschwiegenheit gesteckt, und es erregte die Gemüter nicht nur der angeblich Linken. Wer wollte das eigentlich beurteilen, wer dazu gehörte? Gehörten wir zu den Terroristen? Ich habe – trotz der Anrufe der Direktion – nur nach meinem Gewissen und Sachverstand gehandelt, ohne den Anbiederungsversuchen einiger Chefs zu folgen, und habe letztlich keinen mir zugedachten Job nach dem Ende der Betriebsratszugehörigkeit angenommen. Einige Kollegen kamen in Posten, die sie nicht beherrschten und waren vollkommen überfordert, da sie nicht einmal fehlerfreie Briefe formulieren konnten, über die die Kollegen nicht nur schmunzelten. Ein ehemaliger Gewerkschaftsführer, der kannte, nachdem er aus dem Betriebsrat ausgeschieden war, nicht einmal mehr die Bestimmungen und Auslegungen im Tarifvertrag, und war mit seinem Chefjob vollkommen überfordert, da er in seinem richtigen Arbeitsleben als Lagerverwalter im Fernsehen gearbeitet hatte. Mit dem Entwerfen von Dienstplänen und der Verwaltung von Kollegen, die über ihm standen, besaß er kein glückliches Händchen, da er noch nie im Hörfunk gearbeitet hatte und weder mit den Arbeitsbedingungen noch mit den Anforderungen, die auf die Kollegen zukamen, zurechtgekommen ist. So ist das, wenn man sich als Betriebsrat belohnen lässt und dem Job nicht gewachsen ist. Er wurde bald pensioniert. Aber die Pension stimmte, da dieser neue Job ja höher dotiert wurde.

Aber ich glaube, das hat den Verfassungsschutz nicht interessiert, denn die wollten anderes hören. Letztlich haben sie nur den Gesprächen meiner Großmutter mit Verwandten in Platt lauschen können, und meinen Gesprächen mit meinem Mann, die nichts mit dem Funk zu tun hatten. Wir hatten andere

Themen. Das, was für Lauscher interessant gewesen sein könnte, wurde ohnehin nur in den eigenen vier Wänden in Bremen oder im Wochenendhaus besprochen. Da waren wir aber allein, nur die Großmutter hörte gelegentlich mit. Sie interessierte sich nicht für die kleine und große Politik im Sender oder beim *DSB*, jetzt *DOSB*, in dem mein Mann als Pressesprecher arbeitete.

Mein zukünftiges Interesse war, mit einem neuen Kollegen, *Klaus Jochims*, eine Sendung für die Abteilung Jazz und Pop über die Schweizer Fasnachtsstädte zusammenzustellen. Der neue Kollege hatte in Zürich studiert und kannte sich bestens aus. Ich hatte von Besuchen in Basel schon Material, das wir benutzen konnten. So fehlte uns nur noch selbiges aus Luzern und Zürich. *Klaus* organisierte die Interviews, ich die technischen Geräte. Der Abteilungsleiter *Peter Schulze* wollte mich ebenfalls für diesen Einsatz als Tontechnikerin einsetzen lassen. Aber mein oberster Chef, der *Technische Direktor*, sah es nicht ein und argumentierte, eine Frau sei nicht fähig, mit den Geräten aus dem Ü-Dienst umgehen zu können. Die konservative Haltung gegenüber Frauen, die bitte nur Innendienst und keine Toningenieursaufgaben übernehmen sollten, schlug wieder durch. Da musste doch erst ein Brandbrief von *Peter Schulze* an den Direktor geschrieben werden, sodass mein Einsatz erfolgen konnte. Nun war ich aber in Zugzwang, auch gute Aufnahmen mit nach Hause zu bringen, damit es nicht heißen würde: „*Seht her, alles nur verzerrt*“. Ich hatte Glück und ein wenig Können, und wir zauberten aus den vorhandenen Originaltönen eine 90 Minutensendung mit dem Titel: *Trommler, Pfeiffer und Chaoten*.

Ein bezeichnender Titel!

Nachdem diese Sendung nun mit Erfolg produziert und gesendet worden war, überlegte ich, ob ich diese – für norddeutsch geprägte Ohren – neuartige Musik und die Atmosphäre nicht noch einmal verwenden konnte. Ich überlegte mir, daraus ein Kinderfunkhörspiel zu fertigen und es zur Fasnachtszeit in Basel spielen zu lassen. Es sollte eine Geschichte um eine Trommel werden, die von einer zweiten Kinderfasnachtsgruppe der anderen entwendet wird, weil sie so schön groß und laut ist. Die zuständige Redakteurin war erfreut über solch ein fantasievolles Hörspiel und die Musik und Geräusche, die ich ihr vorspielte. Ich musste noch einige Kleinigkeiten ändern und es sollte dann so produziert werden. Der Termin der Produktion rückte heran und ein tschechischer Regisseur, der früher schon für das Haus gearbeitet hatte, stand vor der Tür. Mit ihm kamen

Kinder, die die Rollen sprechen sollten. Ich stellte während der Proben fest, dass einige Kinder nicht fließend lesen, geschweige einen Text gestalten konnten. Die Redakteurin meinte, die Kinder kämen aus einer Gruppe von Kindern, die Unterstützung für ihr Leben bräuchten. Damit ruinierte sie das Hörspiel. Die Redakteurin hatte diese Kinder engagiert, obwohl sie nichts über deren Qualifikation wusste. Der Regisseur hatte noch ähnliche Vorstellungen, was die Geräusche anging und untermalte eine Szene mit der Trommel im Mittelpunkt, die gerade seufzend feststellt, dass sie nun ihre Kindergruppe nicht wiedersieht, mit Geräuschen von einem Fußballspiel, was sehr unpassend war. Die Gedankengänge der Trommel mussten mit Geräuschen vom Fasnachtsumzug untermalt werden. Aber was hatte das Geräusch des Fußballspiels mit dem Fasnachtsumzug zu tun? Da der Regisseur in der Tschechoslowakei jahrelang nicht arbeiten durfte, weil er bei dem Aufstand des „Prager Frühlings“ im Hörfunk in Prag führendes Mitglied war, befand er sich in der Entwicklung des Hörspiels nicht auf dem neuesten Stand. Auch solche Pleiten hat man als Autorin zu schlucken. Der Regieassistent, der genau wie ich über solche Entscheidungen nur noch mit dem Kopf schüttelte, war entsetzt. Die Redakteurin meinte nach einem Gespräch, es sei zur Neuproduktion kein Geld vorhanden und sah ihren Fehler mit der Besetzung der Kinder, die nicht fließend lesen konnten, nicht ein. Der Hörspielabteilungsleiter sah das anders und konnte sich angeblich nicht durchsetzen, was vielleicht auch nicht gewollt war. In diesen Fällen wurde oft mit gespaltener Zunge geredet. So wurde mein Hörspiel nicht an dem üblichen sonntäglichen Termin gesendet, sondern irgendwann unter ferner liefen. Jahrelang war die Redakteurin mir gegenüber nach den gemachten Erfahrungen sehr zurückhaltend, weil sie mit Kritik nicht sonderlich gut umgehen konnte, wenngleich sie sachlich begründet vorgetragen wurde. Solche Erfahrungen schmerzten sehr, aber Einsichtsfähigkeit ist nicht jedem gegeben. Wenn ich nicht eine Anfängerin im Schreiben von Hörspielmanuskripten gewesen wäre, hätte sich die Abteilung sicher zur Neuproduktion durchgerungen. Aber so war ich ein *Nobody* und in deren Augen nur Tontechnikerin.





Danach fing ich an, eigenständige Sendungen über die Geschichte des Radios zu produzieren, Bremer Persönlichkeiten über ihr Leben in der Stadt auszufragen und davon dreistündige Magazine mit Musik zu gestalten. So hatte ich neben der tontechnischen Arbeit noch ein paar Highlights, weil mich nicht so sehr das Innenleben von Technik interessierte, sondern mehr Inhalte von Sendungen. Deshalb habe ich gern mit der Autorin *Ursula Deutschendorf* gearbeitet, die viele Unterhaltungssendungen für Radio Bremen schrieb und produzierte. Sie war früher eine beliebte Sprecherin bei Radio Bremen, und das Moderatorenpaar *Manfred* und *Ursula* war am Sonntag mit der Sendung „*Das Wunschkonzert*“ der Höhepunkt des Tages. Sie waren so beliebt wie in späteren Jahren *Monika Kluth* und *Karl-Heinz Calenberg* mit ihrer Sendung am Sonnabendmorgen. Später folgte *Ursula Deutschendorf* ihrem Ehemann nach Köln und fing an, Sendungen zu produzieren. Mir gefiel diese kleinteilige Art der Musikeinblendungen in Verbindung mit dem Text. Alles war genau berechnet und passte gut zusammen. So stellte ich mir später auch Teile von Sendungen vor, die ich dem Sender anbieten und produzieren wollte. Das gelang mir in späteren Jahren mit der Aufarbeitung der Geschichte des Senders und des Radios. Darunter war ein Magazin mit dem Schauspieler und Moderator, oder etwas altmodischer ausgedrückt Conférencier *Hans-Joachim Kulenkampff*. Ich schlug dem Redakteur *Karl-Heinz Calenberg* vor, eine Biografie über diesen Schauspieler in Form eines Magazins für den Sonntagmorgen zu erstellen. Es könnte interessant werden, wo „*Kuli*“ zur Schule gegangen sei; in welchem Sandkasten er gespielt habe. Ich erwartete von *Kuli* Anekdoten – vornehmlich Streiche – aus seinem Privatbereich und dem Umfeld, in dem er groß geworden ist. Ich entwarf einen Ablauf und verabredete mich mit *Kuli* in Frankfurt am Main. Mein Mann und ich sahen uns seinen Auftritt im *Fritz-Rémond-Theater* an, und

wir trafen uns anschließend in einer Weinkneipe in der Nähe des *Goethehauses*. Da ich etwas unkundig in der Straßenführung in Frankfurt war, saß *Kuli* schon im Keller der Kneipe und wartete auf meinen Mann und mich. Wir begrüßten uns herzlich in dem Untergeschoss dieser Weinkneipe. Im Obergeschoss gab es Antiquitäten zu kaufen. Ich bemerkte, dass er sein Toupet aufbehalten hatte. Ansonsten war er ungeschminkt. Wir nahmen Platz und *Kuli* lud uns zum Wein ein. Ich meinte, dann würde ich ihn in Bremen zum Wein einladen, womit er ebenfalls einverstanden war. Ich wurde ein wenig kritisch beäugt, was ich denn von ihm wolle. Wie diese Sendung aussehen sollte. Ich erklärte ihm, es wäre keine Arbeit, sondern er müsste mir – nicht gerade brav – etwas aus seinem Leben in Bremen erzählen, was für die Hörer sicher interessant wäre. Mit am Tisch hörte ein sehr alter Mann zu, der nichts sagte und nur an seinem Wein nippte. *Kuli* erklärte uns, dass das der Vater des Besitzers des Ladens wäre. Früher hätte ihm der Laden gehört. So erlebte er noch etwas, wenn er zuhören und dabei sein konnte.

Ich übergab *Kuli* das Manuskript, an dem er sich orientieren konnte, welche Fragen ich denn stellen würde. Vorbereitungszeit, also Arbeit, dürfte die Sendung nicht kosten. Dafür wäre seine Zeit zu ausgefüllt. Bei der Frage nach dem Honorar, die ich ihm nicht beantworten konnte, erzählte er, das kenne er noch von früher bei Radio Bremen. Das sei immer so gewesen: *Honorar – ganz rar*. Dafür sei der Sender bekannt. Aber Radio Bremen und den Erinnerungen zuliebe, käme er auch ohne Honorar. Wenn er im Urlaub und zu seinem Segelboot an die Lesum wollte, käme er vorher bei mir vorbei und ich könnte die Aufnahme von ihm bekommen.

Eines schönen Sommertages war es soweit. Ich hatte alles bei mir zu Hause in Oslebshausen präpariert. Meine Großmutter war mit dem Hund in die Nachbarschaft geschickt worden, damit er mir nicht die Aufnahmen verbellen würde. *Hans-Günther Oesterreich*, der Begründer des Senders und Freund von *Kuli*, wurde ebenfalls eingeladen, um noch ein wenig über die gemeinsamen Zeiten zu plaudern. Es fuhr vor meinem Haus ein riesiges amerikanisches Auto vor, dem *Kuli* entstieg. Die Nachbarschaft stand plötzlich in ihren Vorgärten und wollte sehen, wem dieser Schlitten gehörte. Fortan war ich in deren Augen wer, weil ich mit so berühmten Menschen arbeitete. Ich bot erst einmal meinen selbstgebackenen Topfkuchen und Kaffee an, damit in entspannter Atmosphäre

mit der Aufnahme begonnen werden konnte. Der Sender, der mir für diese Aufnahme einen Techniker zur Verfügung gestellt hatte, machte seine Vorbereitung, das heißt, es wurden die Stimmen von uns Dreien für die Aufnahme eingepegelt, damit jeder von uns gut zu verstehen war. So konnte ich mich auf meine Fragen konzentrieren und musste mich nicht noch zusätzlich um die Technik kümmern, was mich entlastete.

Am Anfang der Aufnahme war ich noch etwas aufgeregt und musste den Erkennungsspruch zweimal sprechen. Mir wurde aber die Angst von den beiden alten *Funkhasen* genommen, sodass es ohne Versprecher und Wiederholungen weiterging. Dann fing *Kuli* an, in seiner lockeren Art und ohne Scheu zu erzählen. Er hatte sich das Manuskript doch angesehen und sich gut vorbereitet. Er setzte an den Schluss jeder kleinen Geschichte – wie es nur ein Profi und guter Geschichtenerzähler kann – den Höhepunkt, also die Pointe. Später konnte ich mir für diesen Höhepunkt eine dazu passende Musik aussuchen. Wir verbrachten mindestens vier Stunden zusammen, und der Nachmittag verging wie im Fluge. Nach der gelungenen Aufnahme gingen wir gemeinsam in meine Souterrain-Küche und ich servierte ein Abendessen. Den passenden Wein dazu durfte *Kuli* sich aus meinen Beständen aussuchen. Meine Großmutter kam mit dem Hund wieder ins Haus, der dann laut bellend erst einmal durch das Haus lief und alle freudig und erregt begrüßte. Auch *Kuli* begrüßte meinen bellenden Hund, streichelte ihn, und wir begannen zusammen mit der Großmutter, das Abendbrot zu uns zu nehmen. Ich hatte noch einen kleinen tragbaren Fernseher organisiert, weil *Kuli* an Ergebnissen von Wahlen interessiert war. Das hörten wir beiläufig mit. Nicht nur politisch war *Kuli* immer gut informiert, sondern er kannte sich gleichfalls in den politischen Zusammenhängen aus und sprach ohne Scheu Namen von Politikern aus, deren Vergangenheit und heutiges Verhalten ihm nicht passten. Seine Erlebnisse im Krieg hatten ihn zum Pazifisten werden lassen. Er erzählte diese Geschichten aus dem Krieg in einem ironischen Ton, aber es steckte mehr dahinter. Das war nur die Form der Verarbeitung dieser schrecklichen Jahre, in denen er sich mit seinem bekannt lockeren Mundwerk doch arg zurückhalten musste, um nicht eingesperrt zu werden oder sogar Schlimmeres zu erleiden.



Nach dem Essen fuhr er zu seinem Segelboot, nicht ohne vorher von staunenden Augen der Nachbarschaft beäugt zu werden. So endete die Aufnahme mit ihm. Ich schnitt im Funk mein Band zurecht und suchte mir die entsprechenden und passenden Musikstücke dazu aus. Selten hat mir eine Sendung so viel Spaß gemacht und anschließend den Hörern sehr viel Freude

beim Zuhören. Kollegen, die die Sendung zu fahren hatten, berichteten, es hätten viele Hörer angerufen und sich für diese Sendung bedankt.

Bedanken sollte ich mich ebenfalls, als mir im Funk ein Buch über *Hans Joachim Kulenkampff* zugestellt wurde. Ich stutzte und blätterte im Buch herum, um mich zu informieren, und gab das Buch an die Redaktion zurück. Das wäre ein Geschenk vom Autor, meinte die Redaktion. Ich dankte. Ich erinnerte mich daran, einem Journalisten in Bremen die Erlaubnis nach einer Anfrage gegeben zu haben, zwei Anekdoten unter Nennung meines Namens aus meiner Sendung für sein Buch benutzen zu dürfen. Nach dem großen Erfolg der Erstsending habe ich später zu runden Geburtstagen von *Hans Joachim Kulenkampff* zwei Sendungen für den Heimatfunk mit den Wortanteilen zusammengestellt, die ebenfalls gern gehört wurden. In diesem Fall hatte der Fotograf und spätere Journalist *Georg Schmidt* meine Einstundenfassung der Sendung, das heißt die Abschnitte des Interviews, in sein Buch integriert. In manchen Fällen wurde die von *Hans Joachim Kulenkampff* gesprochene Unterhaltung fast wörtlich abgeschrieben. *Hans Joachim Kulenkampff*, der es gewohnt war, sich druckreif auszudrücken und gekonnt zu artikulieren, hatte für diesen Fotografen gute Vorarbeit geleistet. Ich verglich die gesprochenen Texte meiner Sendung mit den im Buch verwendeten Texten. Zwei Drittel des Textinhaltes des gesamten

Buches entstammten nicht der Feder und den Recherchen von *Georg Schmidt*, sondern meiner Arbeit als Autorin für die Sendung. Ich monierte das gegenüber dem Schreiberling und wurde mit den Worten abgeschmettert, ich sei nur Tontechnikerin und mache das nebenbei. Außerdem sei es eine Sendung von Radio Bremen. Das fuchste mich aber nun sehr. Die schriftliche Verwertung meiner Texte muss in einem Buch gekennzeichnet werden, und der Autor muss die Quellen nennen. Ich wurde aber in den ersten Seiten nur unter ferner liefen aufgeführt, obwohl fast alles von mir war. *Radio Bremen* hat nur die Rechte am Tonband, ich aber die Rechte der Verwertung bei einem Buch. Ich glaube, Herr *Schmidt* hätte es auch nicht zugelassen, wenn ich ein Foto verwendet hätte, was nicht gekennzeichnet und von ihm gefertigt worden wäre. Kurz und gut. Ich musste einen Rechtsanwalt bemühen, damit sich dieser Fotograf, der sicher schon dreißig Bildbände über Bremen gestaltet und geschrieben hatte, auf die Rechte von Autoren besinnt.

Da kam nun ein alter gehbehinderter Mann, der mir nun schon wieder leidtat, zu dem Termin, mit einem Stock zur Unterstützung seiner Gehfähigkeit. Er begrüßte mich, indem er mich ansprach, ob ich die Ehefrau von Oberstleutnant *Bellmer* sei. Ich konnte das mit gutem Gewissen verneinen, denn dieser Altersklasse gehörten weder mein Mann noch ich an. Ich bat, zur Sache zu kommen. Er betonte, dass er alles selbst recherchiert habe. Ja, war meine Antwort, alles von meiner Sendung abgeschrieben, die ihm eine Kollegin aus der Abteilung, für die sie produziert worden war, zur Verfügung gestellt hatte. Soweit hatte ich die Fakten im Funkhaus recherchiert und hätte es ihm auch schriftlich vorlegen können. Ich erklärte ihm, dass bei einer eventuellen 2. Auflage, der Text für die Danksagungen geändert werden müsse, sonst gäbe es keine neue Auflage mehr. Das müsse er dem Verlag mitteilen. Ansonsten müsse er die Kosten für den Rechtsanwalt tragen und einen Obolus für die *Rotenburger Werke der Inneren Mission* bezahlen – als Strafe sozusagen. Wenn er dazu nicht gewillt wäre, ginge ich im Eilverfahren vor Gericht und würde das Buch verbieten lassen. Er nahm mich immer noch nicht für voll und erklärte, dass ich doch nur Tontechnikerin sei und er das mit der Verwertung nicht gewusst habe. Er zahlte nach vielen unwürdigen Diskussionsrunden den Rechtsanwalt und eine Summe für die *Rotenburger Werke*. Mir war nicht bekannt, dass er so geizig war – wie Kollegen behaupteten – und ich ihn an seinem Hauptnerv getroffen hatte. Er

war tief betrübt, dass ich ihm die Taschen leerte, und kokettierte nun mit seinem Alter, um den Geldverlust noch abwenden zu können. Ich blieb hart. Das Buch wurde später in einem Buchladen am Wall in der Wühlkiste für 3,95 € verkauft und ein Flop. Es war zu banal gemacht. Die Aneinanderreihung der Bilder des Schiffes von *Hans Joachim Kulenkampff* füllte den Band überproportional. Es lag dem Fotografen *Georg Schmidt* wohl mehr zu fotografieren, als einen Text zu formulieren, der für die Leser interessant gewesen wäre. Die längere Version meiner Sendung hatte man ihm nicht kopiert, sodass entscheidende Anekdoten aus dem Leben von *Hans Joachim Kulenkampff*, die sein Leben in Frankfurt dominiert hatten, in dem Buch nicht verwertet werden konnten. Die Ursendung hatte er nicht gehört, sodass ihm die weiteren Informationen nicht bekannt waren.

Nicht bekannt war einem Redakteur einer Freizeitgestaltung in Bremen ebenfalls die Lebensgeschichte von *Hans Joachim Kulenkampff*. Als „Kuli“ starb, sollte vor Publikum mein Tonband mit der Sendung abgespielt werden. Dagegen hatte ich nichts. Ich fand diese Information in einer Bremer Zeitung. Aber was da sonst noch über *Kuli* stand, fand ich etwas befremdlich. *Kuli* hätte eine „Liaison“ mit *Anneliese Bamberger* gehabt, der Tochter vom Besitzer des *Kaufhauses Bamberger* in der Faulenstraße.

Ich versuchte, mit dem Redakteur zu sprechen. Er verstand im ersten Moment nicht, worauf ich hinauswollte. Ich fragte ihn, ob ihm bewusst sei, was er mit der Pressemeldung angerichtet hätte. Als *Kuli* mit *Anneliese Bamberger* während seiner Schulzeit befreundet gewesen war und mit ihr einen Freimarktsbummel absolvierte, sei er nicht älter als 16 oder 17 gewesen. Danach hatte es die *Familie Bamberger* noch rechtzeitig geschafft, über die Schweiz in die USA zu emigrieren. Das Wort „Liaison“ hieße nun mal „*nicht standesgemäße Verbindung*“. Da müsste ich mich fragen, wer jetzt für wen nicht standesgemäß sei. Der für damalige Verhältnisse gut situierte *Kaufmannssohn Kulenkampff* oder die reiche *Kaufhausbesizertochter Bamberger*. Der Vergleich ist von *Wilhelm II.* benutzt worden, wenn beim Adel ein höher gestellter Adliger ein Verhältnis mit einer Frau hatte, die weder von Adel war noch er zu heiraten gedachte, weil sie gesellschaftlich unter ihm stand. *Wilhelm II.* verglich diese Verbindung wie mit einem Schwan und einer Gans. Ich dagegen meinte, das wolle er doch dem Publikum so nicht vorstellen. Es sei eine Freundschaft unter

Schülern gewesen. Mehr nicht. Er solle sich am Anfang seiner Vorführung für seine Pressemeldung entschuldigen. So leicht kann man in Verruf geraten, wenn jemand keine Fremdwörter beherrscht und die Sendung vorher auch nicht abgehört hat. Wobei noch gesagt werden muss, es gab von *Kuli* nie irgendwelche Meldungen in der Klatschpresse, die auf Techtelmechtel oder Verhältnisse hinwiesen oder beruhten.

Nach über 40 Jahren Zugehörigkeit bei Radio Bremen durfte ich mit 58 Jahren gehen. Der Sender musste sparen, da die Zuwendungen der ARD gekürzt wurden. Deshalb trennte man sich von seinen älteren Mitarbeitern, zu denen auch ich gehörte. Einerseits empfand ich es als bedauerlich, aber andererseits war ich froh, unter dem Intendanten Prof. Dr. Glässgen gehen zu können. Die Stimmung war umgekippt. Dass gespart werden musste, war wohl jedem Mitarbeiter klar, aber es war die Art des Umgangs des Intendanten, wie er bei Radio Bremen die Mitarbeiter abkanzelte und sogar entließ. Die Technikmitarbeiter wurden praktisch ausgegliedert. Es wurde eine Unterfirma gegründet, sodass man als Techniker nicht mehr an Personalversammlungen teilnehmen konnte. Viele hatten Angst, den Job zu verlieren. Da es ebenfalls um Zusatzrenten ging, für die man jahrzehntelang eingezahlt hatte, hielten sich viele Kollegen zurück, darunter auch ich. Um nicht eine Kündigung zu erhalten, ignorierte man das Verhalten des Intendanten. Wie heißt es so schön: Gedanken sind frei!

Es war eine Stimmung, wie sie vielleicht in den 50er-Jahren in großen Produktionsstätten üblich war. Der Boss bestimmt, das Personal denkt nicht mit, sondern führt nur aus, was vorgegeben wird.

In der Frankfurter Rundschau hieß es dazu:

*Angelastet aber wird Glässgen sein Führungsstil. Glässgen gilt als selbstherrlicher Chef, der alles unter Kontrolle haben will und ein Klima von Angst und Gehorsam schafft. Nun sucht eine Führungskommission des Rundfunkrats nach einem Nachfolger.*

Ich habe meinen Abschied von Radio Bremen unter der Leitung von Professor Dr. Glässgen nicht bereut.

**Nur der Mutige kann sich mit seinen Gefühlen und Handlungen zu erkennen geben.**

Natürlich sind das meine persönlichen Wahrheiten, die ich aus der Erinnerung aufgezeichnet habe. Jeder könnte seine eigene Sicht der hier beschriebenen Begebenheiten und Ansichten als Variation hinzufügen. Manche mögen mir zustimmen, andere dagegen nicht. Einige Angestellte des Senders würden ebenfalls dagegenhalten und sind anderer Meinung.

Jeder Mensch hat seine von Wissen, Erfahrungen und Empfindungen geformte Sichtweise. Als junger Mensch – der ich war, als ich beim Sender anfang zu arbeiten – sieht man es aus dem Blickwinkel der eigenen Familie. Man weiß es nicht besser und kann noch nicht vergleichen, geschweige bekommt man dann Vergleichsmöglichkeiten angeboten. Als Erwachsener sieht man die Dinge differenzierter. Natürlich war die Nachkriegszeit reich an Entbehrungen, und die Menschen mussten sich wieder an persönliche Freiheiten gewöhnen. Dazu gehörte für mich, mir meine eigene politische Meinung zu bilden; sogar innerhalb der Familie und ebenso im Job, Strukturen infrage zu stellen. Nicht alles ist Schicksal, man muss schon sein Leben in die Hand nehmen – nicht andere Menschen dafür verantwortlich machen. Manchmal ist es Bequemlichkeit, aber auch Abhängigkeit. Man kann sich nicht sein Leben von anderen Menschen oder der Familie bestimmen lassen. Man darf kein „Bangebüx“ sein, wie es im Plattdeutschen so schön heißt.

Ich hatte das große Glück, in einem Beruf arbeiten zu dürfen, in dem ich keine direkten Vorgesetzten hatte und ich mich außerdem mit immer unterschiedlichen Menschen und vielfältigen Themen beschäftigen konnte. Aufgrund meines Gehaltes konnte ich mir dann das leisten, was mich interessierte: Literatur. Auch zu der Geschichte der russischen Vorfahren, der Familie Orloff/Arloff und für die Recherche, Archive zu besuchen. Wichtig war für mich die Erweiterung an Wissen in den verschiedenen Musiksparten, der Politik, Geschichte und Literatur, mit denen ich täglich in meinem Beruf konfrontiert wurde. Das hätte ich in anderen Berufszweigen so nicht gekonnt. Maßgebliche Impulse, die ich im Sender jahrelang mitbekommen habe, eröffneten mir die Möglichkeit, jetzt nur noch Bücher zu schreiben – keine Radioproduktionen mehr in den Äther zu schicken – und meine Freiheit zu genießen.



